

VERBODEN

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Das Märchen. Von M. von St. (Zeichnung von A. Corradi.) — Marie Sophie Schwarz. — Ebba, die Küsterstochter. Erzählung von Marie Sophie Schwarz. — Ein Gedenkbuch der Jahre 1870 und 1871. Von Freiherrn von Vibra. — Von der Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pietlich. — Unter den Wälanen am Bosporus. Nach der Natur gezeichnet von Themistokles von Edenbrecher. — An der Wiege. Nach seinem Gemälde gezeichnet von Ernst Anders. — Der Schmuck der frühesten Bewohner Deutschlands. Von A. von Cohanen. (Fortsetzung. Mit Abbildungen.) — Nococo. Composition für Klavier von V. Schlotmann. — Wirtschaftspaubereien. — Schach-Aufgabe Nr. 11. — Auflösung des Räthfels Seite 50. — Logograph. — Nebue. — Correspondenz.

Das Märchen.

Bitte, bitte, liebe Mama, ein Märchen!

Gewährung lächelnd blickt Mama auf ihren Liebling, läßt

einen Moment nachsinnend die Arbeit in den Schoß sinken und beginnt zu erzählen. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht das Kind auf die liebliche phantastische Dichtung. — Denkt wohl jede Mutter an den Einfluß, den das Märchen auf die Erziehung ihres Kindes hat?

Der Märchendichter ist der erste Zauberer der Welt. Er überschreitet die engen Schranken der Wirklichkeit. Nur er versteht das geheimnißvolle Wispern und Beben in der Natur; er lauscht den Geistertönen, er kennt die Sprache der Thiere, jede Blume wird ihm eine Fee, den kleinsten Wurm, den unbedeutendsten Grashalm belebt er mit Geistern. Er sieht Elfen im Mondschein tanzen, hört das Wunderhorn Oberon's, von seinem Zauberstabe berührt, theilt sich die Erde, und kleine Berggeister zeigen die Schätze der Unterwelt, ja auf sein Geheiß öffnet sich selbst der Himmel, und Engel steigen hernieder, der Menschen Thun beobachtend.

Undächtig lauscht das Kind diesen Erzählungen, und ihm unbewußt ist in seinem kleinen Herzen das Märchen als erstes Schneeglöckchen erblüht, das durch sein liebliches Läuten gar herrliche Blumen aus ihrem tiefen Schlafe weckt. Neugierig, was dies Läuten bedeuete, öffnet die Phantasie die schläfrigen Augen, richtet sich empor und blickt sich um.

„Der Frühling des Lebens ist gekommen,“ ruft Schneeglöckchen, da breitet Phantasie die Schwingen aus und beginnt, von glänzenden Luftgebilden umgaukelt, ihren Flug durch die Welt. Von ihrem wärmenden Hauche berührt, belebt sich die erstarrte Wirklichkeit, die ganze Natur spricht die Sprache der Poesie, unser Ohr so fremd und doch so vertraut.

Und was wäre der Mensch ohne die Phantasie? Ohne sie würden seine Jahre in steter Prosa dahinschleichen wie ein trüber Regentag. Der Mensch würde säen und ernten, er würde auch Freude haben am Sonnenschein, weil er seine Früchte reift, er läuchte auch wohl dem Murren des Baches, weil er seine Wiesen bewässert, aber überall nur kalte Berechnung, nur das traurige Muß des Lebens, die Sprache der Poesie. Ganz anders, wenn Phantasie uns auf ihre Flügel nimmt und

sich mit uns aufschwingt in das Reich der Ideale, wo wir weit erhaben sind über das alltägliche Leben, über die Sorgen des irdischen Daseins. Eine herrliche Zukunft zeigt sich uns, und hoffnungsvoll sehen wir ihr entgegen, denn Hoffnung ist ja eine Tochter der Phantasie. Dieser ist aber der Bruder Verstand

Auch das Blümchen Moral hat Schneeglöckchen Märchen erweckt. Klein und zart noch ist die Blüthe, aber sorgfältig gehütet, kann sie zur herrlichen Entfaltung kommen. Zünger schmiegte sich das Kind an die Mutter, wenn die Geschichte irgend eines bösen Geistes, der gekommen war, schlechte Menschen zu strafen, sein harmloses Traumleben störte. Es faßt den festen Voratz, ein reines, edles Leben zu führen, damit auch es einmal theilhaftig werden könne des Feenreiches, wo gute Menschen Engel geworden sind.

Das Kind wird älter, reifer! Ungläubiger hört es die Erzählungen der Zauberwelt, die Phantome verschwinden allmählig in dem Nebel des Zweifels, bis plötzlich, von einem Strahle der Sonne Intelligenz berührt, der Nebel sich zertheilt, und Gott der Dunkelheit entsteigt, immer heller und heller des Kindes Gemüth erleuchtend. Alle guten und bösen Geister lösen sich in einen einzigen auf, und dieser ist Gott, der Gott der Liebe und Güte, dem allein die Kraft des Schaffens und Zerstörens gegeben ist. Eltern und Lehrer suchen diesen wahren und echten Glauben in dem jugendlichen Herzen zu befestigen. Doch nimmer würde es den Gedanken an Gott und Unsterblichkeit erfassen, wenn es nicht diese heiligen Wesen verkörperte, sie in die Gewänder seiner unvergesslichen Märchen hüllte, bis endlich mit dem wachsenden Verstand die Schale springt, und nur der glänzende Kern Religion bleibt.

Das Märchen ist die Poesie der Kindheit. Seine Glocken sind im Lenze erklingen, aber ihr lieblicher Ton hallt noch im Winter des Lebens nach.

Auch in das Volk ist das Märchen gedrungen. An jede Ruine, jeden alten Baum, ja fast an jede Scholle Landes knüpft es seine Sagen, die sich als heiliges Vermächtniß von Vater auf Sohn vererben und wie ein heller Lichtpunkt der Poesie in seinem arbeitsvollen prosaischen Leben erscheinen.

Seid darum gepriesen, Ihr Märchendichter, Ihr seid mittelbar die Erzieher des menschlichen Geistes geworden; mögen Eure Erzählungen fortklingen bis an das Ende der Welt.

M. von St.



Das Märchen. Zeichnung von A. Corradi.

zur Seite gestellt, der sie schütze und zurückführe in das Reich der Wahrheit, wenn sie ansartet und selbst die Sünde mit verlockenden Farben malt. Und wohl dem Menschen, in dessen Geist Bruder und Schwester einträchtig wohnen, er der unerbittliche Feind der Lüge, sie die Alles veredelnde und verschönernde Macht.

Marie Sophie Schwarz.

Bis vor Kurzem schien der hohe germanische Norden, von Deutschland durch die Ostsee getrennt, unter einer gewissen Entfremdung zu leiden. Wenn das heute nicht mehr der Fall ist, so ist dies nicht nur ein Verdienst zahlreicher Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, welche die eigentümliche Natur der skandinavischen Länder, die strengen Sitten und das reine Gemüth ihrer Bewohner erschlossen und in treuen und glänzenden Farben zu schildern suchten; sondern es ist vor allem auch ein Verdienst der nationalen schwedischen Literatur, die sich im Auslande Bahn gebrochen haben und den Beweis lieferten, daß Schweden reich sei an ebenso hervorragenden wie liebenswürdigen schöpferischen Kräften. Im Dichterreiche selbst glänzen betanntlich die weiblichen Namen Carlén und Bremer als classische; neuerdings hat sich diesem Zweige ein dritter Stern beigelegt, die auch schon in Deutschland durch hervorragende Leistungen bekannte Dichterin Marie Sophie Schwarz.

Indem wir diese begabte Schriftstellerin durch Mittheilung einer neuen kleinen, anziehenden Novelle bei untern verehrten Lesern einzuführen uns erlauben, schicken wir einige biographische Notizen voraus, die, wie wir hoffen, nicht unwillkommen sein dürften.

Marie Sophie Schwarz wurde im Jahre 1819 in Boros geboren. Schon in ihrer frühesten Kindheit verlor sie ihre Eltern und wurde, kaum anderthalb Jahr alt, von einem Verwandten, dem Oberleutnant Inspector F. . . . als eigenes Kind angenommen. Bis zu ihrem zehnten Jahre, um welche Zeit dieser Pflegevater starb, genoß sie die sorgfältigste Erziehung, dann gaben einige Freunde ihres Pflegevaters ihr Unterricht in den Zeichen und Malen, weil sie außerordentliche Begabung in dieser Richtung an den Tag legte.

Ihre lebhafteste Phantasie trieb sie bald zu schriftstellerischen Versuchen, doch schrieb sie noch einzig und allein zu ihrem eigenen Vergnügen. Im Jahre 1840 heirathete sie den Oberdirector Professor G. Schwarz, einen ausgezeichneten Gelehrten Schwedens. Auf seinen Wunsch legte sie Pinsel und Paletten bei Seite und befaßte sich von nun an, unter Leitung ihres Mannes, mit philosophischen und psychologischen Studien. Seines Willens gegen die Romanschriftstellerlei ungeduldet, erlaubte Schwarz jedoch im Jahre 1851 seiner Frau, eine Novelle herauszugeben; diese Novelle erschien unter dem Namen „Frau M. S.“, derselben folgten später verschiedene längere und kürzere Erzählungen.

Im Jahre 1853 begann sie Feuilletons für die „Svenska Tidning“ zu schreiben und in rascher Reihenfolge theilte diese nun mehrere Romane der Dichterin mit, welche Aufsehen erregten und ihr den Beifall des Publicums erwarben. Auch für das Stockholmer „Aftonbladet“ schrieb sie unter dem Pseudonym „Ramor“ mehrere Erzählungen, die gern gelesen wurden.

Als Professor Schwarz im Jahre 1858 starb, erlangte sie eine größere Freiheit, sich auf der Bahn zu bewegen, die sie bereits mit Glück betreten hatte. Sie schrieb nun unter ihrem wahren Namen und ließ unter diesem mehrere ihrer älteren Feuilletons als Bücher drucken, während sie gleichzeitig neue Werke schuf und nicht allein sich die Gunst ihrer Leser bewahrte, sondern dieselbe stets mehr befestigte.

Ebba, die Küsterstochter.

Erzählung von Marie Sophie Schwarz. *)

An der Ecke der Tjörhöfs- und Södermanlandsstraße in Stockholm liegt ein kleines roth angefrischtes Haus von Fachwerk, welches ehemals einer älteren Frau gehörte, die Sara Rundquist hieß, in der Regel aber schlechtweg Tante Sara genannt wurde. Sie betrieb hier einen kleinen Handel mit Schnupftabak und verschiedenen anderen Sachen.

Der kleine Laden bildete einen Zufluchtsort für den Arbeiter, wenn er oft, voll Sorge, jedenfalls müde und abgeäthert, am Sonnabend-Abend in seine dürftige Wohnung zurückkehrte. Wenn auch alle anderen Läden geschlossen waren, er fand noch immer den Laden der Tante Sara offen und konnte sich hier mit dem Allen versehen, was er den Sonntag über nöthig hatte. Hier war zu haben Brod, Butter, Milch, ja selbst Fleisch; ebenso Bier, Schnupftabak, Rauchtabak, Seife, Sand und Leinwand; ferner Zwirn, Band und Nadeln. Um die Weihnachtszeit war der Laden außerdem sortirt mit schönen bedruckten Halsstücken, wollenen Jacken und Strümpfen, auch gebrannter Kaffee war hier zu haben, sowie Talglücker von verschiedener Größe.

Ungeachtet des lebhaften Verkehrs und des beschränkten Raums war der Laden stets schmucl und in schönster Ordnung. Auf dem Ladentisch stand ein Kästchen mit glänzerem Deckel, in welchem sich Gratulationskarten befanden und kleingedruckte Hefte, enthaltend die wunderbarsten Erzählungen verschiedener Art, zum Beispiel von Robinson Crusoe, von ethischen Mördern und Nordbrennern; auch christliche Abhandlungen für den gewöhnlichen Mann, sowie allerhand Vieder nach bekannter Melodie, alle „gedruckt in diesem Jahr“. Diese vergnüglichen und literarischen Producte waren äußerst billig, und für drei Schillinge **) konnte man, den „Glauben an Kreuze“, sowie „die fürchterliche Niederlage der Russen bei ****“ und „die entsetzliche Verzweiflung des russischen Kaisers“ haben.

Somit trug Tante Sara nicht allein Sorge für die körperlichen Bedürfnisse ihrer Kunden, sondern auch für ihre geistigen. In dem kleinen rothgefrischten Hause befanden sich außerdem zwei Wohnungen, welche Tante Sara vermietete.

Ueber dem Laden war die vornehmste Wohnung, die aus einem großen Zimmer, einer kleinen Küche und einem Vorzimmer bestand. Dieselbe war seit zwanzig Jahren von zwei alten Fräuleins bewohnt, die in ihren jüngeren Jahren bessere Tage gesehen, jetzt aber von einigen kleinen Unterstützungen und von ihrer Hände Arbeit lebten. Die zweite Wohnung, deren Fenster nach dem Hofraum sahen, hatte eine Wajchfrau inne.

Tante Sara war sowohl, was ihr Aeußeres als ihre Gewohnheiten betraf, nicht so ganz anderen Höfermadamen ähnlich. Als sie das Häuschen kaufte, war sie ein hübsches Französinchen von einigen dreißig Jahren gewesen, und noch nach Verlauf von zwanzig Jahren hatte sie ihre stattliche Haltung beibehalten.

Betriebam und arbeitsam, gutmüthig und reell, wie Tante Sara war, stand sie sich gut mit der ganzen Nachbarschaft, allein dies verhinderte nicht, daß die Neugierde sich darüber wunderte, wer und woher sie eigentlich sei und warum sie so manche Eigenthümlichkeiten habe.

So zum Beispiel vermochte man sich nicht zu erklären, weshalb sie anstatt einer Dienerin einen großen, starken, männlichen Gehilfen bei sich hatte. Derselbe war thätig bei allen Einkäufen und besorgte zugleich alle Geschäfte eines Dienstmädchens. Tante Sara sagte, derselbe sei ihr Schwesterjohn, allein man hörte niemals, daß er sie mit dem trauten Namen: Tante anredete.

Ferner hatte Tante Sara die Gewohnheit, jeden Sonntag Morgen ihr Haus zu verlassen und den ganzen Tag nicht wiederzukehren. Wohin sie sich an den Sonntagen begab, vermochte die Nachbarschaft nicht auszufundschaffen, obgleich die beiden alten Fräuleins während zwanzig Jahre alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel angewendet hatten, um es zu erfahren. Nur das war ihnen gelungen herauszubekommen, daß Tante Sara nach dem Södermalms-Markt wanderte, dort in eine Droische stieg und nach der Stadt oder nach der nördlichen Vorstadt fuhr;

welchen von beiden Orten sie besuchte, darüber wurde man niemals klar. So hatte sie seit zwanzig Wintern jeden Sonntag verlebt; während des Sommers aber blieb sie zu Hause und machte keine Ausflüge.

In einem Sonnabend-Abend inmitten des Winters bei bitterer Kälte und bei regem Verkehr in dem kleinen Laden seitens einer Menge Leute, die alle den unbemittelten Classen angehörten, war der Handel so lebhaft, namentlich mit klein gemachtem Holz, daß Tante Sara und ihr Schwesterjohn Anders vollauf zu thun hatten. Immerfort ging die Thür auf und schloß sich wieder hinter irgend einem Kunden, welcher hineintrat, oder einem andern, welcher hinausging. Allein Tante Sara schien es, als wenn es an diesem Abende ungewöhnlich kalt im Laden sei; seit einigen Tagen hatte sie sich nicht wohl befunden und jetzt frohr sie trotz des warmen Schafpelzes und der mit Pelz gefütterten Schuhe. In Folge dessen war sie an diesem Abende nicht so lebhaft und scherzhaft wie sonst.

Erst als die Uhr elf schlug, schloß sie den Laden und begab sich in ihr Zimmer.

Als sie dort eintrat, sagte sie zu ihrem Gehilfen: „Ich weiß nicht, wie mir ist, Anders, aber ich fühle mich ganz krank; heize den Ofen!“

Anders, der hinter ihr in das Zimmer eingetreten war, hob das Licht, welches er in der Hand hielt, empor und ließ den Schein auf Tante Sara fallen. Sie war blaß und sah sehr matt aus.

„Du lieber Gott, wie Ihr krank ausseht!“ rief Anders. „Wenn Ihr krank seid, dann laßt mich schnell den Doctor holen.“

„O nein, das geht schon wieder vorüber, wenn ich mich erwärmt habe; am besten wäre es wohl, wenn ich eine Tasse Thee tränke,“ meinte Tante Sara.

Augenblicklich schürte Anders das Feuer und kochte Wasser. Sara saß schweigend am Ofen, und es frohr sie dermaßen, daß sie zitterte; es wollte ihr nicht gelingen, wieder warm zu werden. Anders war ganz wie ein Sohn um sie bemüht, und sein rechtschaffenes, kluges Gesicht zeigte einen sehr bekümmerten Ausdruck.

„Geh' nun, lieber Anders, und lege Dich schlafen!“ sagte Sara, nachdem sie den Thee getrunken hatte; „mir wird nicht besser, bis auch ich schlafen kann!“

Anders begab sich in die kleine Kammer, die zwischen dem Laden und der Küche lag; allein er ging keineswegs zu Bett, sondern blieb auf der Schwelle sitzen, welche die beiden Räumlichkeiten von einander trennte.

Er hörte, wie Sara sich bewegte, wie sie die Klappe an der alten Schreibcommode aufschloß und wieder verschloß, wie sie mit Papieren kramte, als wenn sie solche ordnete.

Endlich wurde es still im Zimmer, und diese Stille währte einige Stunden; dessenungeachtet blieb Anders auf seinem Posten. Da vernahm er einen Seufzer, darauf ein unterdrücktes Klagen, und Augenblicklich schloß er die Thür auf. Im Zimmer brannte eine Kerze.

Sara warf sich unruhig hin und her auf ihrem Lager, die Gluth ihres Antlitzes, die kurzen Athemzüge und die unterdrückten Seufzer bejagten zur Genüge, daß sie ein starkes Fieber habe. Anders stieß einen Schrei aus und stürzte auf das Lager zu.

„Meine gute, liebe Frau Sara, wie geht es Ihnen?“ fragte er, und die Thränen standen dem starken Manne in den Augen.

Sara kannte ihn nicht, sondern stammelte als Antwort einige unzusammenhängende Sätze hervor. Anders, welcher sonst nicht gefühlvoll ausah, weinte jetzt wie ein Kind.

Sein Schluchzen machte, daß die Kranke ihren Kopf ihm zuwandte und flüsterte: „Weine . . . weine . . . nicht . . . es geht bald . . . vorüber . . .“

Allein der arme Anders schluchzte dessenungeachtet. Die Stunden der Nacht wurden ihm zu Jahrhunderten. Sobald der Morgen heraufdämmerte, klopfte er bei der Wajchfrau an, indem er sie bat, ein Auge auf die Kranke zu haben, während er einen Arzt hole. Er kehrte bald wieder und zwar begleitet von dem Arzt, welcher, nachdem er das Antlitz der Kranken betrachtet und ihren Puls untersucht hatte, den Kopf schüttelte und meinte, es lähe ernst aus.

Sara war sehr krank. Sobald die Fräuleins dies erfuhren, erboten sie sich, Sara zu pflegen. Sara war ihnen oft gefällig gewesen, und sie hatten die prächtige Frau recht sehr lieb gewonnen.

Das jüngste Fräulein, Namens Cornelia, nahm sofort Platz am Krankenbette, und Anders entfernte sich.

Er blieb lange fort. Unterdessen lag Tante Sara in Fieberphantasten. Sie sprach von ihren Kindern, sagte, daß sie sterben würde, ohne dieselben unarmen zu können, und ohne daß letztere ihre Mutter kennen gelernt, welches Alles der guten Cornelia und ihrer Schwester viel nachzudenken gab. Diese vermochte, ihres noblen Ursprungs ungeachtet und trotz des Mitleids, das sie für die Kranke empfand, nicht ihre Neugierde zu beherrschen. Die Folge hiervon war eine kleine, ungeschuldige Visitation in dem Zimmer, bei welcher sie zufälligerweise die unverschlossene Klappe der Schreibcommode öffnete. Hinter derselben befanden sich verschiedene Gegenstände, darunter eine goldene Halskette, die Jahrhunderte alt sein mochte, und in deren Schloß ein abeliges Wapen gravirt war. Auch ein Packet lag hier. Dasselbe enthielt augenscheinlich Briefe und war mit dem adeligen Petschaste gesiegelt, das in der Commode lag. Die Adresse des Packets lautete: Hochwohlgeboren, Herrn Baron Karl Göran Sköldfröna.

Gegen Mittag kehrte Anders zurück, aber nicht allein und auch nicht zu Fuß, sondern auf dem Rutscherbock eines herrschaftlichen Schlittens sitzend, aus welchem mit seiner Hilfe eine elegante Dame und ein junger Herr stiegen. Geführt von Anders, welcher an das Lager trat und Tante Sara einige Worte zuflüsterte, begaben jene sich in das Zimmer der Kranken.

Cornelia hörte Anders sagen: „Eure Kinder sind hier.“ Sara schlug die Augen auf, warf einen klaren und verständigen Blick auf Anders, indem sie mit matter Stimme sagte: „Wo sind sie?“

Anders trat bei Seite, und die beiden Fremden näherten sich. Sara streckte ihnen die Hände entgegen und sprach nun mit vernehmbarer Stimme:

„Ich sterbe jetzt zufrieden; mein Werk ist vollendet, eure Zukunft ist gesichert. Mein Sohn, meine Tochter, möge der Höchste über Euch wachen! Umarmt eure Mutter!“

„Unsere Mutter?“ wiederholten die Beiden bestürzt und neigten sich über die Kranke.

Sara legte den einen Arm um den Hals des Sohnes, mit dem andern umschlang sie die Tochter, indem sie flüsterte:

„Alles wird Euch klar werden, wenn ich gestorben bin.“ Ein Mehreres so sagen vermochte sie nicht. Das Fieber und das Phantasiren nahmen wiederum überhand und raubten ihr alle Besinnung.

Nach Tage darauf wurde die sterbliche Hülle der Tante Sara zur Gruft getragen. In der Procession sah man den in tiefe Trauer gekleideten Baron Karl Göran Sköldfröna. Anders befand sich unter denjenigen, welche den Sarg trugen.

Im darauf folgenden Frühjahr erhob sich auf dem Grabhügel ein einfaches, marmornes Kreuz, an welchem nur der Name Sara zu lesen war.

Von allen Gräbern des Friedhofes war Sara's Grab am besten gepflegt. In jedem Morgen kam eine junge, in Trauer gekleidete Frau gefahren, stieg am Friedhofe aus und schmückte das Kreuz mit frischen Kränzen, und jeden Abend beschäftigte Anders sich mit den Blumen, die er am Fuße des Kreuzes gepflanzt hatte.

Allein, wie steht es wohl jetzt um den kleinen Laden? — Den selben hat Anders übernommen. Die Kunden vermiffen zwar die herzensgute, alte Sara, doch um ihr Andenken zu ehren, fahren sie fort ihre Bedürfnisse in ihrem früheren Laden zu kaufen.

Anders war freilich nicht freundlich und zuvorkommend, wie Sara es gewesen, sondern ernst und wortkarg, allein er war doch immerhin ihr Schwesterjohn. Zwar war es unangenehm, daß er den Laden so frühzeitig am Abende schloß, damit er seine Wanderung nach Sara's Grab antreten könne; gleichwohl, was war dagegen zu thun? Man konnte doch nicht gut aufhören bei ihm zu kaufen. Wenn die Frau irgend eines armen Arbeiters Brod und Milch für ihre Kinder zu borgen benötigt war, und Anders ihr Credit verweigerte, so konnte sie eine Beschwörung die sein Herz erweichte: „Das hätte die alte Sara nicht gethan!“ hieß es, und sofort bekam sie, was sie haben wollte.

Die beiden alten Fräuleins betrauerteten sie innig und vermiffen sie sehr. Sie hatten an Sara eine gute Stütze und ebenbürtige gute Rathgeberin verloren.

Wir befinden uns jetzt im Sommer nach dem Tode Sara's. In der Kirche war Abendgottesdienst; es war ein Sonntag Nachmittag.

Das Kind auf die Hand gestützt, den Tönen der Orgel lauschend und das weiße Kreuz anblickend, saß Anders auf einer Bank am Grabhügel Sara's. Dann und wann perlte eine Thräne über seine Wangen.

Jetzt schwieg die Orgel, die Kirchthüren öffneten sich, und das Volk trat aus dem Tempel. Zwei ältere Frauen, ärmlich gekleidet, traten aus der Schaar heraus und begaben sich direct nach der Bank, auf welcher Anders saß.

„Guten Abend,“ sagte die Jüngste, indem sie seine Schulter berührte, „noch immer so traurig?“ fügte sie hinzu.

„Das darf Sie nicht wundern, mein Fräulein, haben Sie doch die Todte volle zwanzig Jahre gekannt,“ antwortete Anders ohne seine Stellung zu verändern. „Ich wünsche Nichts sehrlicher, als dorthin zu kommen, wo sie jetzt ist.“

„Wir dürfen nicht ungeduldig werden,“ versetzte Fräulein Cornelia, „man muß die Prüfungen tragen, die Einem auferlegt werden. Sara war eine brave Frau, die wir Alle vermiffen. Allein, sie würde eine solche hoffnungslose Trauer sehr mißbilligen, wenn sie dieselbe sehen könnte.“

„Ach! hätten Sie wie ich ihr Leben gekannt, so würden Sie auch verstehen, daß man sie beweinen muß, so wie ich es thue,“ sagte Anders; „zum Entsetzen und sich aufzuopfern, dazu war in die Welt gekommen, und so ist sie auch gestorben.“

„Es ist zuweilen eine Freude sich zu opfern,“ tröstete Cornelia, „und Sara hatte immer die Befriedigung, daß sie ihrem Schwesterjohn ein treues Herz hatte.“

„Ihrem Schwesterjohn! Meinen Sie mich? Dann irren Sie sich! Ich war nur ihr Diener, aber ich war ein rechtschaffener Diener!“

„Also gar nicht mit ihr verwandt?“

„Nein, ganz und gar nicht. Nehmen Sie hier Platz, und ich werde Ihnen ihre Geschichte erzählen.“

Cornelia winkte ihre Schwester herbei, und die Damen setzten sich auf dieselbe Bank nieder, auf welcher der Diener saß.

Er ließ indessen den Kopf eine Weile in der Hand ruhen, gleichsam sich auf das Befinnend, was er erzählen wollte. Endlich begann er folgendermaßen:

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gedenkbuch der Jahre 1870 und 1871

(Facsimiles der Denksprüche und Originalhandschriften deutscher Regenten, Feldherren und Staatsmänner im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.)
Von Freiherrn von Sibra.

In Sigmund Soldan's Verlag in Nürnberg erscheint unter dem Titel: „Gedenkbuch des Krieges 1870—71 und die Aufrichtung des deutschen Reiches“ ein Werk, dessen Wichtigkeit die nachstehende kurze Beschreibung wohl bezeugen wird.

Betrachten wir zuerst die Entstehung der Originalsammlung. Zur Zeit, als der Kriesenkampf zwischen zwei der mächtigsten Völker Europas schon so gut als entschieden war, und die deutschen Fürsten zu Versailles die Verträge schlossen, welche Deutschland einigten, faßte der unermüdete Director des Germanischen Nationalmuseums, Dr. Eisenwein, den Entschluß, Autographensammlung der Deutschen, bei Kampf und Sieg, theilhaftigen Autoritäten, sit venia verbo, zu gründen, anfänglich vielleicht selbst die glänzenden Erfolge seines Unternehmens vollständig ahnend.

Zur guten Stunde nun besuchte im Frühjahr 1871 die wirkliche Geheimdelegationsrath Abeken das Germanische Nationalmuseum; freudig berührt von Eisenwein's Gedanken, verließ er thätige Mitwirkung, und in der That verbandt die Sammlung seinen Bemühungen einen großen Theil der werthvollsten Blätter.

Wirke aber auf der einen Seite unermüdete Thätigkeit und Eifer für das Unternehmen, so wurde es auf der andern großartig unterstützt durch die Mithilfe der höchsten Persönlichkeiten und die bewunderungswürdige Bereitwilligkeit der vorragendsten Persönlichkeiten.

So ist Seine Majestät der Kaiser vertreten, Seine Hoheit der Kronprinz und die gesammte kaiserliche Familie, Seine Majestät Ludwig II. von Baiern und sämmtliche deutsche Fürsten.

*) Nach dem schwedischen von der Verfasserin für den Bazar bestimmten Originalmanuscript überseht von Emil F. Jonas.
**) Etwa neun Pfennige.

Wir können aber nicht umhin, des ersten Blattes der Sammlung zu erwähnen, als des würdigsten Anfanges derselben.

Es ist dies die Siegesdepesche, welche Kaiser Wilhelm vom Bionnac bei Rezonville aus an die Kaiserin sendete.

Der Kaiser distirte bekanntlich dieselbe am 18. August, Abends 9 Uhr, dem Fürsten Bismarck, der sie mit Bleifeder in sein Notizbuch schrieb, und zwischen den kräftigen, gerade stehenden Schriftzügen des Fürsten sind die Correcturen zu sehen, welche derselbe anbrachte. Die Depesche ist vom Kaiser selbst einfach mit „Wilhelm“ gezeichnet, und die Facsimilierung in Bleistiftmanier ist vortrefflich gelungen; das hohe Interesse aber, welches dieses erste Blatt gewähren muß, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Geistreiche und kräftige Sprüche, in gebundener Sprache und in Prosa, finden sich in Menge unter den von den Feldherren und Staatsmännern gegebenen Autographen, wir finden uns aber nicht berufen, eine Auswahl unter denselben zu treffen, sondern führen, auf gut Glück hin, einige derselben an, wie sie uns eben vorliegen.

Fürst Bismarck gibt eine kurze Uebersicht seiner staatsmännischen Laufbahn, und schließt mit dem Wahlspruch:

„Fert und nec regitur!“

(Die Woge trägt, aber sie läßt sich nicht regieren), welche Worte wir, als schlechte Lateiner, also übersehten, ohne beanstanden zu wollen, daß eine etwas freiere Uebersetzung angemessener und besser klingen würde.

Moltke sagt:

„Alle Zeit, treu bereit,
Für des Reiches Herrlichkeit.“

Von der Tann:

„Auf das Wissen soll sogleich folgen das Können.“

Der bayerische Kriegsminister von Prandl:

„Ein Staat, welcher sein Heer vernachlässigt und dasselbe verkümmern läßt, geht trotz aller Civilisation dem sichern Verfall entgegen.“

Autographen regierender Herren und hervorragender Persönlichkeiten, sowie Facsimiles derselben, finden sich nun freilich in zahlreicher Menge bei Sammlern und in Museen, zuverlässig aber nicht, bezüglich ein und derselben hochwichtigen Periode, in solcher Anzahl und als ein so trefflich abgerundetes Ganze, und wohl mag deshalb das Original des in Rede stehenden Gedenkbuches als eine der werthvollsten derartigen Sammlungen bezeichnet werden.

Immer aber bleibt selbstverständlich dieses Original nur den Besuchern des Germanischen Nationalmuseums zugänglich.

Betrachten wir aber die hohe Wichtigkeit, welche dasselbe nach vielfachen Richtungen hin besitzt, die Anhaltspunkte, welche es den Historikern der Gegenwart und vielleicht noch in höherem Grade den Forschern späterer Zeiten bietet, das Interesse, welches sowohl die bei den großen Ereignissen selbst Theilgenommenen, als auch ihre Angehörigen an demselben finden werden, so muß die Vervielfältigung desselben als ein höchst glücklicher Gedanke der Verlags-handlung bezeichnet werden.

Der für das Werk gestellte, äußerst billige Preis macht dasselbe für Jedermann zugänglich, und auf der andern Seite läßt die vortreffliche Ausstattung und die Genauigkeit, mit welcher die Facsimiles hergestellt wurden, Nichts zu wünschen übrig.

Von der Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pietsch.

Das eben begonnene Jahr verspricht uns das Schauspiel einer friedlichen Völkerwanderung nach einem schönen, für uns jüdischen, Ziele, großartiger, als die des Jahres 1867, welche Paris herbeilockte. Wenn nicht ganz unerhörte, unberechenbare Umstände hindernd dazwischen treten; wenn nicht etwa der Boden des Wiener Praters sich öffnet und Alles, was auf ihm errichtet wurde, verschlingt, oder plötzlich entflammte Kajerei der Nationen Sinn verwirrt, daß sie die Waffen aufeinander zücken und die Gepäczüge mit dem „grausen Pomp“ und Rüstzeug des Krieges statt mit den Ernten des segensvollen, friedlichen Kunstfleißes belasten, so dürfte jenem Versprechen die Erfüllung nicht ausbleiben. Und nach menschlicher Voraussicht ist von jenen schlimmen Möglichkeiten keine zu fürchten. In dieser ruhigen Zuversicht plant, baut und schafft man denn auch in der schönen Kaiserstadt mit stetigem emsigem Fleiß und Anspannung aller Energie an der rechtzeitigen Vollendung des Riesenunternehmens, welchem jene Völkerwanderung gelten soll, an der Wiener Weltausstellung von 1873.

Zunächst noch an den Gebäuden, welche dieselbe aufnehmen sollen. Noch immer glauben bedenkliche, kritische Geister nicht an die Möglichkeit, mit diesen rechtzeitig fertig werden zu können. Ich denke: mit Unrecht. Ich sah sie Mitte November, — und unter der heut allerdings ziemlich gewagten Voraussetzung, daß kein Strike der geehrten und omnipotenten Herren Arbeiter hier wie anderswo alle Berechnungen durchkreuzt — schien mir schon damals aus dem Stande der bisherigen Arbeiten selbst kein Zweifel jener Art eine Berechtigung ableiten zu können.

Ein guter und ein glücklicher Gedanken war es, gerade Wien einmal zum Schauplatz einer Weltausstellung zu wählen und zu machen. Besitzt doch selbst Paris und London nicht in höherem Grade alle natürlichen Bedingungen vereinigt, deren ein solches Unternehmen zu seinem vollen Gelingen bedarf. Die schönste Lage der Stadt selbst; den geeignetsten Platz für die Bautlichkeiten; Reichthum, Opferfreudigkeit und Ehrgeiz der Bevölkerung und der Behörden; vermittelnde Stellung zwischen Abend- und Morgenland; eine Stadt, welche an sich schon der kleinsten immer zu ihr gehörigen Annehmlichkeiten und Reize jeder Art, der höchsten geistigen und künstlerischen, wie der schmeichlerischen, süßesten, natürlichen und künstlichen die reichste Fülle hat.

Von diesen, Wien charakteristischen, Reizen noch erst besonders erzählen, sie singen und preisen zu wollen, wäre sicher überflüssig. Die Welt, und speciell die deutsche, ist ihres Ruhmes voll. Zumal seit Paris aufgehört hat für den auf die Jagd nach Lebensfreuden und Genuß ausgezogenen Germanen das ersehnte Ziel und die hohe Schule des Genießens zu sein, gibt es keine Stadt der Welt, welche in dieser Hinsicht mit der anmuthigen Herrscherin an der schönen blauen Donau concurriren könnte. Es ist, als ob der Klang ihres Namens, ihre einfache Erwähnung schon, auf den Gesichtern derer, welche sie kennen lernten, ein eigenthümlich frohes, behagliches Lächeln ausleuchten ließe, als Ausdruck der freundlichsten Erinnerungen und Vorstellungen,

welche jener in ihrer dankbaren Seele erweckte. Und zu seiner altgewohnten Behaglichkeit hat Wiens neuere Entwicklung einen Glanz und eine Großartigkeit der Erscheinung und des gesammten Lebens gefügt, in welcher es ebensovienig wie in Bezug auf jene von einer der modernen Großstädte überboten wird. Daß wir in diesem Sommer dies Wien unserer Neigung wiederfinden, darauf dürfte allerdings eine geringe Hoffnung sein. Eine Weltausstellung, wie die 1867 in Paris veranstaltete, oder die für 1873 in Wien geplante, bringt nothwendig eine völlige Revolution in der ganzen Physiognomie der betreffenden Stadt und des Lebens ihrer Bevölkerung hervor, hebt deren echte Eigenthümlichkeiten für die Zeit ihrer Dauer bis zu einem gewissen Grade auf und setzt einen allgemeinen Zustand an deren Stelle, welcher interessant und merkwürdig genug ist, aber eben nicht der, der Stadt natürliche, der sie uns sonst werth machte. Es findet im Großen und Ganzen eine ähnliche Wandlung statt, nur concentrirter und radicaler noch, im Kleinen und Einzelnen, auf dem zur Errichtung der Ausstellungsgebäude selbst bestimmten Platz.

Dieser war in Paris bekanntlich der große, kahle, sandige Paradeplatz zwischen der Militärschule und der Seine, gegenüber dem Trocadero gelegen, welcher in der neuern französischen Geschichte seit dem dort gefeierten ersten Constitutionsfest in der großen Revolution, wiederholt zum Schauplatz mächtiger und bedeutamer Ceremonien und Haupt- und Staatsactionen resp. — Komödien dienen mußte: das Champ de Mars. Dies ungeheure wüste Feld bot eben nichts, als den bequemen unbehinderten Raum und die unmittelbare Nähe des Flusses. Allerdings nicht zu unterschätzende Vortheile. Alles was zum landschaftlichen gärtnerischen Theil der Ausstellung, zum lebendigen grünen und blühenden Schmuck derselben gehörte, mußte erst mit unglücklichen Mühen dort angepflanzt werden, nachdem die Sandwüste provisorisch in gutes Gartenland verwandelt worden war. Was die Kunst dort nach dieser Richtung geleistet und erreicht hatte, war allerdings bewundernswürth. Aber den Eindruck des künstlich Zurechtgemachten, des nur zum Schein aufgestellten landschaftlichen Coullissen- und Decorationswesens wurde man trotzdem bei seinem Anblick in keinem Augenblick los.

Der Wiener Ausstellungsplatz dagegen liegt mitten im schönsten natürlichen Park der Welt, im Prater. Und was dem Ganzen dadurch an Reiz, an Schönheit, an Lieblichkeitswürdigkeit möchte ich sagen, erwächst, wäre durch kein Aufgebot horticultorischer Kunst zu ersetzen. Der Prater spielte bisher im Leben Wiens eine zweifache bedeutende Rolle. Die Hauptallee desselben, welche vom Praterstern nach Nordwesten läuft, bildet das für die Wiener elegante Welt, was Rotten-Row im Hydepark für die Londons, was die Allee von Longchamps im Bois de Boulogne für die Pariser: die große Corsostraße zur Frühlingausstellung des Toiletteglanzes, der Frauenanmuth, der schönsten Pferde und Equipagen der glücklich situirten Gesellschaft. Der südlich daran grenzende „Wurstel-Prater“ aber ist das sommerliche und zumal sonntägliche Paradies des Wiener Kleinbürgerthums. Zwischen prachtvollen alten Linden, Eichen und Kastanien, auf saftig grünen Rasenflächen erhebt sich eine ganze kleine Stadt von Cafehäusern, Bierstänken, Puppentheatern, Singpiel- und Musikhallen, dazwischen Spielvorrichtungen aller denkbaren Art, Schaufen, Caroussells u. Die einzelnen Locale sind nicht knapp und ängstlich von einander abgetrennt, ihre Bezirke nicht umzäunt. Man schweift von einem zum andern auf breiter Straße, schmalen Fußstegen oder frei über den prächtigen sammetigen Rasen dahin, auf welchem sich Jung und Alt in der gemüthlich harmlosten Munterkeit tummelt oder lagert, den unsterblichen Späßen des lieben „Wurstel“, des Zwillingbruders vom Münchener „Rasperle“, mit Entzücken lauscht und seinen Brügelthaten zulacht. Blindfuhren und Bäumchenverwechseln spielt, hier vom Caroussel, seinem Drehen und Lärmen, dort vom Fluge der russischen Schaufeln, oder von den Walzerlängen eines Tanzorchesters gelockt wird, Vergnügen mit Vergnügen zu tauschen. Auch der anspruchsvollste und verwöhnteste fühle Norddeutsche sieht sich in dieser Umgebung an einem schönen Sommer-sonntag bald von so viel unbefangener herzlicher Lustigkeit mit angesteckt und amüürt sich jedem Wiener zum Trost.

Nun ist der Prater bestimmt, noch eine dritte und seine wichtigste Bedeutung zu erhalten. Auf dem nördlich von der Hauptallee gelegenen weiten Terrain dieser und dem neuen durch das gewaltige Werk der Stromregulirung geschaffenen Donaulauf auf der sogenannten Rieau erhebt sich die Gebäudemasse für die Weltausstellung. Der ungeheure Platz, welcher (die für alle einzelnen Bautlichkeiten bestimmten zusammen gerechnet) der gesammten Ausstellung zugewiesen ist, übertrifft wie an landschaftlicher Schönheit und durch die anderen natürlichen Vortheile seiner Lage und Beschaffenheit, auch an Ausdehnung jeden von einer der früheren Weltausstellungen in Europa eingenummenen. Nachweislich beanspruchte die zu London im Jahre 1862 einen Flächenraum von 186,125 Quadratmeter; die Pariser von 1867 441,750 Q.-M. Dagegen sind der Wiener Ausstellung nicht weniger als 2,330,631 Q.-M. zugewiesen — ein riesenhafter Unterschied. Nicht in gleichem Verhältniß stellt derselbe sich allerdings in Bezug auf die einzelnen Hauptabtheilungen der Ausstellung. Der Industrieausstellungsräume z. B., der in London 69,675 Q.-M., in Paris 71,633 Q.-M. betrug, umfaßt in Wien 73,593 Q.-M. Aehnlich ist das Verhältniß der Kunstausstellungsräume auf allen dreien (London: 5,861 Q.-M., Paris: 6,860 Q.-M., Wien: 7,394 Q.-M.), während der Maschinenraum in Paris (37,822 Q.-M.) den Wiener (35,354 Q.-M.) noch um einige tausend Quadratmeter überbot.

Wenn das Terrain in vieler Hinsicht dem des Marsfeldes in Paris vorzuziehen ist, so hat es andererseits eine Schwierigkeit, welche jene ebene Fläche nicht aufwies: die Ungleichheit der Grundebene. Man ist derselben bei der Fundamentirung in wahrhaft ingenioser Weise Herr geworden. Ohne sich mit der Gleichmachung, mit der Ausfüllung der Tiefen und der Abtragung der Bodenwellen aufzuhalten, hat man sämtliche Gebäude auf einem System von in den Boden gesenkten Pfählen errichtet, welche zu durchweg gleicher Höhe aus demselben emporragen.

Parallel dem neuen Donaulauf streckt sich dort das eigentliche Hauptgebäude wie ein riesiges eisernes Hydrachos-Gerippe dahin. In unzerer Erinnerung lebt noch deutlich das Bild jenes Pariser Baues, in welchem die Aufgabe in der genialsten Weise durch die Anlage in concentrischen, von Radien überall durchschnittenen Ringen gelöst war; die einzelnen Reize über den verschiedenen Gattungen der industriellen Production, die einzelnen Kreisabschnitte den verschiedenen ausstellenden Ländern und Nationalitäten zugewiesen. Die innere Vernunft und

Folgerichtigkeit dieses Systems machte es durch jedes andere unbefuglich. Aber eine Wiederholung des schon Dagegewesenen in Wien verbot sich von selbst. Es mußte, wenn nicht ein besseres, so doch ein neues, originales geschaffen werden. Die Baumeister Van der Nüll und Siccardusburg erfanden den vom Architekten Hasenauer danach ausgeführten, dieser Forderung entsprechenden Plan des Hauptpalastes. Das System seiner Anlage wird treffend als das Fischgräten-System bezeichnet.

Man denke sich die Haupthalle von 905 Meter Länge als die Wirbelsäule dieses Monstreskelets und von ihr, wie von einer solchen rechtwinklich nach beiden Seiten hin ausgehende Gräten, zwölf Querhallen entsprechend nach Nordost und Südwest heraustraten. Die erste und die letzte derselben ist eine Doppelhalle mit je zwei prächtigen mittleren Pavillons am Eingang und Ausgang und einem in der Mitte der Flucht. In der Mitte jener großen und langen Haupthalle aber ist ein das Einerlei derselben glücklich unterbrechender Ruhepunkt geschaffen in Gestalt der vom Engländer Scott projectirten, kolossalen Rotunde. Die mechanische Wissenschaft und Technik feiert in dieser Schöpfung ihren höchsten Triumph. Das Ungeheuerliche derselben besteht nicht sowohl in ihrer Höhe, welche immerhin anständig genug ist und bis zur obersten Laterne 77 Meter beträgt, als vielmehr in ihrem Durchmesser, ihrer Spannweite. Diese beträgt nicht weniger als 102 Meter (370 englische Fuß). Was das besagen will, wird man ermessen können, wenn man weiß, daß die der St. Paulskuppel in London 112 Fuß, die der Peterskuppel 157 Fuß und die der Kuppel des Londoner Ausstellungs-palastes von 1862 160 F. beträgt. Zwei und dreißig kolossale schmiedeeiserne Pfeiler von 50 Fuß Höhe tragen zunächst im Kreise den ungeheuren Eisenring, auf welchem die Kuppel in der Form eines abgesehenen Kegels von etwa 25 Meter Höhe aufliegt. Aus diesem wieder steigt der zweite engere Tambour (von 32 Meter Durchmesser) einer zweiten kleinen Kegelform auf, welche ihrerseits die Laterne mit der von der Kaiserkrone gekrönten Halbkuugelkuppel trägt.

Die Haupthalle wie die Gräten-Transpente werden von Tonnenwölbgedächern gedeckt und empfangen ihr Licht — ich fürchte, ein etwas zu spärliches! — von den nahe unter diesem Dach oben in den Wänden angebrachten großen Fenstern. Die Höfe, welche sich zu beiden Seiten der langen Halle immer zwischen je zwei Querhallen bilden, sollen ebenfalls noch eingedacht und als Ausstellungsräume benutzt werden, in denen aber durch Springbrunnen und Gartenanlagen ein freier landschaftlicher Charakter festgehalten werden.

Das ganze Gerippe dieses Baues ist Eisen. Aber Backstein, Stuck, Cement hatten dasselbe bereits im November in der prächtigsten und täuschendsten Weise in vielen Haupttheilen verkleidet. Die reiche Renaissancearchitektur der Facaden aller Hallen, der mit Louvrebäckern gedeckten, verschiedenen Pavillons, machte durchaus den Eindruck fester Solidität und Echtheit und war dabei so künstlerisch erfreuend, so materialisch wirkungsvoll in ihrem ganzen Entwurf wie in ihrer Decoration, daß man schon jetzt schmerzlicher beklagt, daß soviel Schönheit doch nur flüchtig vergänglichlicher Schein sein soll.

Wenn nun in diesem Hauptgebäude die ausstellenden Nationen für die Hauptmasse ihrer Erzeugnisse in den Quergalerien gesonderten, in der Rotunde gemeinsamen Raum erhalten, so ist damit der für die Ausstellung bestimmte keineswegs erschöpft. Zunächst erhebt sich parallel der langen Halle nördlich, näher dem Donaulufer in ähnlicher Länge die Maschinenhalle, ihrer Bestimmung gemäß, mit hin einfacher, behandelt, mit dem enormen Kesselhaufe und Niesenschornstein in der Nähe. Durch ein mit Gartenanlagen zu schmückendes Terrain aber vom westlichen Ende des Hauptbaues, dem prachtvollen Kaiserpavillon, geschieden, steht der schöne Bau für die Kunstausstellung aller Nationen, und werden in gleichem Abstand von diesem in Süd und Nord Pavillons für die sogenannte Exposition des amateurs, die beachtliche Ausstellung der Werke der älteren Kunstindustrie, der „Galerie der Geschichte der Arbeit“ in der Pariser Ausstellung von 1867 entsprechend. Die damals vom norddeutschen Bunde begangenen Unterlassungssünden beabsichtigt die heutige deutsche Reichsregierung glänzend wieder gut zu machen. In die Hände eines der bedeutendsten und praktisch erprobtesten Kunstgelehrten auf diesem Specialgebiet der Kunstgewerbe und ihrer Geschichte, des Dr. Julius Lessing in Berlin, ist diesmal das Amt gelegt, eine würdige, die ganze glänzende Entwicklungsgeschichte der Kunstgewerbe in Deutschland bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts veranschaulichende Ausstellung zusammen zu bringen und zu ordnen; und Vollmacht ist ihm gegeben, aus den öffentlichen Sammlungen, Kirchen, Schlössern im Reich das dazu Geeignetste zu wählen.

Und überall zwischen den noch ungefallenen Bäumen des Parks erheben sich andere neue Gebäudegruppen. Dort die Pavillons der Commissare der Jury's, dort die Gebäude der Wagen und Pferdeausstellung, die türkischen Häuser der kaiserlich Osmanischen, und alle überglänzend, die Gebädegruppe, welche unter Professor Brugič Leitung und hauptsächlich unter den Händen arabischer Handwerker im Auftrage des Khedive von Aegypten emporwächst: eines altägyptischen Tempels, eines echten arabischen Hauses und einer jener herrlichen saracenischen Grabmoscheen von den Mamelukengräbern bei Kairo bis in jedes Detail der plastischen und farbigen Decoration getreueste Copien.

Dazwischen schafft ein Heer von Arbeitern an den tausenderlei nothwendigen technischen Anlagen, Straßen, Wasser- und Gasleitungen, Springbrunnen, Umgehungen, Brücken, Parks und Gärten. Ununterbrochen rollen die Wagen auf der über das ganze Baufeld hingezogenen Eisenbahn daher, beladen mit Materialien jeder Art. Vom Schlag der tausend Hämmer auf das Eisenskelet der Rotunde, deren Ring man damals eben zu seiner Höhe von unten auf heraufgehoben (nicht von oben gemunden hatte), hallt und dröhnt der ungeheure Raum. Auch der Feiertag, ich glaube auch die Nacht bringt keine Ruhepause dem Gewimmel dieses emsigen menschlichen Bienenschwarms. Das riesige Werk soll zur festgesetzten Zeit vollendet stehen, um den Schöpfungen des Kunstfleißes der ganzen Erde Einlaß zu gewähren und bald danach die zahllosen Massendeputationen aller Völker derselben in seinem ungeheuren Bezirk aufzunehmen. Und es wird vollendet stehen.

An dieses Jahres Reize aber wird die Menschheit mit wohl gerechtfertigter Genugthuung auf diese Ausstellung zurückblicken, als auf eine große That des Völker versöhnenden friedlichen Geistes, einen weit ragenden Denkstein in der Geschichte der Arbeit und der Bildung, auf einen großen unblutigen Sieg und einen Triumph, der sich für das Glück und Wohlfahrt der Völker sicher

nicht minder erfolgreich, ruhm- und ehrenvoll erweisen wird, als die, welche auf hundert Schlachtfeldern mit zehntausenden von zerstörten Leben erkämpft und bezahlt wurden. Wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß wir uns jener schwerlich so ruhig erfreuen könnten, noch sie so gründlich zu nützen vermöchten, wenn nicht diese Opfer und des Schwertes Thaten uns zuvor den Frieden der Welt und die Ruhe der Arbeit gesichert hätten.

Unter den Platanen am Bosporus.

Von Themistokles von Eckenbrecher.

Viel ist in den letzten Jahren für Constantinopel und den Bosporus zur Erhöhung der Annehmlichkeit des Lebens gethan worden, namentlich für die Verschönerung der öffentlichen Vergnügungsorte. Um ein Beispiel zu geben, führe ich die Leser nach dem Vergnügungsort Kioisch-Kapuji, nahe der reizenden Vorstadt Bebek. Dort steht dicht am Ufer des Bosporus eine schöne Gruppe uralter mächtiger Platanen und hoher buschiger Pinien. Früher war dem Publicum der größte und beste Theil dieses herrlichen Lusthains durch hohe Mauern verschlossen, die den Kioisch des Sultans umgaben. Kam letzterer hierher — was äußerst selten geschah — so pflegte er am Rande des Meeres zu sitzen, die frische Seeluft genießend und sein Tschimbuk rauchend. Nur deshalb war der Platz abgeschlossen. Unweit der Mauer stand unter einer Platane eine türkische Kaffeebude mit Bänken zum Ausruhen.

In den letzten Jahren aber sind die Mauern entfernt, der

Asiens bietet bei den verschiedenen Beleuchtungen eine große Mannigfaltigkeit schöner landschaftlicher Bilder, und der Bosporus ist stets durch eine große Menge von vorübergehenden oder dampfenden Schiffen belebt.

An der Wiege.

Gemälde von Anders.

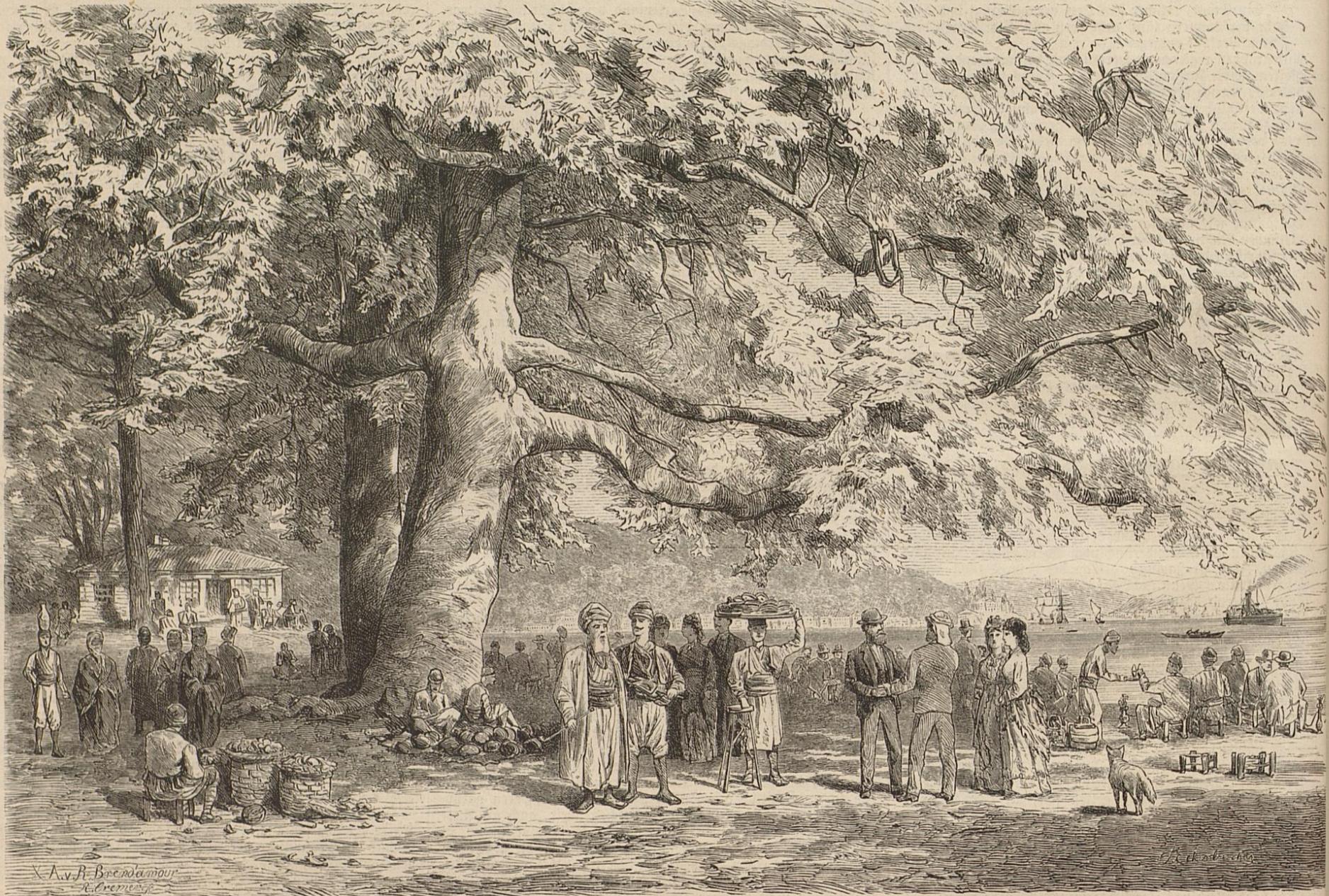
Die „Mutter mit dem Kinde“ gehört unter allen Stoffen, welche des Menschenlebens Leid und Lust der bildenden Kunst zur Darstellung bietet, zu den vielleicht am häufigsten von ihr bearbeiteten und an Mannigfaltigkeit wie an Interesse unerschöpflichsten. Aber es scheint, als ob dieser gewiß doch „ewig menschliche“ Gegenstand seine volle Würdigung erst in der christlichen Kunst gefunden hätte. Mit Ausnahme jener erhabenen, erschütternden und zugleich so schönheitreichen Schilderung des höchsten Mutter Schmerzes und der schirmenden Mutterliebe durch die antike Sculptur in der Gruppe der Niobiden, wüßte ich in der alten Kunst kaum ein Beispiel, daß diese das natürliche Liebesverhältniß zwischen Mutter und Kind zum Gegenstande der Darstellung gewählt, es als solches — sei es seiner inneren heiligen Gemüthsbedeutung nach, sei es auch nur als glückliches Compositions- und Gruppenmotiv — recht zu schätzen gewußt hätte.

Aber als einmal durch das Christenthum, durch seine heilige Legende, sein Dogma und seinen Glauben die Mutter- und Kinderschaft die ganze geheimnißvolle Weihe des Göttlichen empfangen hatte, als das welterlösende himmlische Wunder sich in der plastischen Form der Gruppe einer jungen Mutter mit ihrem Kinde

fort. Der künstlerische Blick ist durch die mehr als tausendjährige Uebung und das Studium aller Generationen der christlichen Maler und Bildhauer in der Beobachtung dieser Gruppe geschult worden, den ganzen Reichthum der Ausdrucks-Müancirungen und der möglichen Beziehungen zu erkennen, welche in ihr zur anmuthigen und rührenden Erscheinung kommen. Immer werden wieder neue Künstler das alte Thema bearbeiten, wie in aller Zukunft neue Dichter und Sänger das uralte Thema der Liebe, das „hohe Lied vom Weibe“ singen werden. Und jene wie diese brauchen, wenn sie sich sonst nur auf die Kunst und auf den Gesang verstehen, nicht zu befürchten, monoton und ermüdend zu werden, weil Unzählige vor ihnen bereits gethan haben wie sie, nur jeder auf seine Art.

Damit, daß die Maler der „Mutter mit dem Kinde“ beiden den Heiligenchein vom Haupt genommen, haben sie ihren Gegenstand noch keineswegs degradirt. Der bleibt auch so das gleichholde und geheimnißvolle Wunder, und jeder echten liebenden Mutter, die ihr Kind beseligt an die Brust drückt, das Auge in das seine senkt oder dem hilflosen mit zärtlicher Hand treuen sorgenden Dienst leistet, bleibt unverloren ein Abglanz jener göttlichen Weihe.

Der Maler dieses Bildes, ein Schüler Wilhelm Sohn in Düsseldorf, brachte in die unzählig oft gemalte Situation wenn nicht Alles täuscht, wohl ein besonderes Element, das seinen Ursprung nicht in ihr selbst hat. Diese hübsche, vornehme junge Frau im schwarzen Atlaskleide, welche hier sinnend und ein leises Wiegenlied summend, das Haupt in die Hand gestützt, im alterthümlichen Gemach an ihres entschlafenden Knaben Wiege sitzt, auf deren, von der gesteppten blauweidenen Decke überbreitem Rande ihre andere Hand liegt, scheint von dem Maler als



Unter den Platanen am Bosporus.

Nach der Natur gezeichnet von Themistokles von Eckenbrecher.

Kioisch ist abgerissen, der Platz in einen anmuthigen Garten umgewandelt, und der ganze herrliche Hain Besuchern zugänglich. Eine neue türkische Kaffeebude — in dieser ist sogar ein Billard — spendet den üblichen Kaffee nebst Navahilé und Tschimbuk, man findet Tische und Stühle und eine Menge ambulanten Verkäufer von Lebensmitteln, Eis, Limonade u. s. w. — Morgens und Abends ist dieser Platz ein Lieblingsaufenthalt sowohl der europäischen als orientalischen Bevölkerung von Bebek, welche hier oft bis Mitternacht die wundervollen Sommerabende genießt. Man lustwandelt im Garten, macht kleine Spazierfahrten mit stets bereiten Booten auf dem Bosporus, welchen in der Bucht dort nur sanfte Wellen kräuseln, hört der europäischen oder orientalischen Musik zu, die am Freitage hier sich vernehmen läßt. Auch die türkischen Damen finden sich ein, halten sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abgefondert.

Es gibt in der That nichts Schöneres, als die Sommerabende an jenem Ufer. Ihre Wärme ist selbst nach den heißesten Tagen nie drückend, sie haben niemals das Schwüle und Düstige unserer Sommerabende, sondern immer eine reine balsamische Seeluft. Der Sternenhimmel ist fast immer klar im Sommer und leuchtet, wenn nicht der Mond den Glanz der Sterne mildert, wie unser Himmel nur in klaren Winternächten funkelt. — Die europäische Küste mit ihren Hügeln, Bäumen, Gärten, Villen, nebst der ganzen nahe gegenüberliegenden Küste

verkörpert zeigte, da wurde diese Gruppe nächst dem Gottesohn am Kreuz eigentlich zum wichtigsten und würdigsten Gegenstand aller Kunst überhaupt erhoben. Unablässig wandten Sculptur und Malerei ihre beste Kraft, ihren edelsten Eifer, ihre schönste innigste Begeisterung der Lösung dieser hohen und lieblichen Aufgabe zu. In tausend Situationen, Gruppierungsarten und Combinationen erscheint die göttliche Mutter mit dem göttlichen Kinde. Bald von der Ahnung seines Wesens selig durchschauert und verklärt an seinem ersten armen Lager, der Krippe knieend; mit innigem Entzücken die enthüllte Anmuth des schlafenden betrachtend, bald das erwachte zärtlich in die Arme schließend; mit dem bedrohten an der Brust vor den Schergen seines Verfolgers fliehend; auf der Flucht mit ihm unter Palmen rastend und für das durstige aus der Quelle den Trunk schöpfend; scherzend mit dem fröhlich spielenden; auch wohl selbst das in ihm verkörperte Wunder demuthvoll anbetend; oder als Königin der Himmel den Götternaben auf dem Arm in übermenschlicher Majestät auf Wolken dahinschwebend, auf goldnen Sesseln thronend, knieend verehrt von den heiligen Frauen und Männern, den Schaaren der Engel, den Märtyrern und Aposteln.

Die Liebe der Kunst und der Künstler für den Gegenstand „Mutter und Kind“ ist seitdem geblieben; auch da er seinen überweltlichen Nimbus abgelegt hat, dauert sie in gleicher Stärke

Wittve gedacht zu sein. Der geliebte Mann ist ihr entrisen, sein junges Abbild dort vor ihr, blieb ihr zurück. Mit verdoppelter Innigkeit hängt ihr Blick an dem blühenden, von tiefen Athenzügen des gesunden Schlummers bewegten Antlitz. In die reinsten, festigsten Freude, wie sie dem Liebenden Mutterherzen gegeben ist, mischt sich der bittere Schmerz um ein verlorenes köstliches Gut; die Gedanken und Träume schweifen hinaus in des Kindes Zukunft und wieder zurück zu den eigenen Tagen des Glücks, die vorüber sind, des Glücks, das sie begraben meint für immer in der Gruft des Gatten.

Aber „der Lebende hat Recht“, und des eigenen Kindes Anblick und lebendiges Dasein hat eine starke Kraft, die man trüben schweren Traum zu besiegen, die Klage zu verstummen, das Leid zu verjähnen und manche Wunde eines Frauenherzes zu heilen vermag. Ach, und junge schöne Wittwen in so prächtigen Atlasroben bedürften oft genug auch nicht einmal die Heil- und Trostmittel? Ja, sie sollen zuweilen nicht einmal nöthig gehabt haben, die wohlthätige Wirkung der Zeit abzuwarten, welche den Miß auch des schwersten Verlustes schnell schneller, als sie gedacht und geschworen, trat wohl an die Stelle des geliebten Schattens eine nicht minder theure Realität, — das Glück, das sie begraben gewähnt für immer, stieg im neuen Frühling wie das versenkte Samenorn aus der Gruft der Erde um ihnen neue hundertfältige Frucht der Freude zu bringen.



An der Wiege.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Ernst Anders.

Der Schmuck der frühesten Bewohner Deutschlands insbesondere der Rheinlande.

Von A. von Cohausen.
(Fortsetzung.)

Des Halsgeschmeides aus Zähnen und Muschelschalen von der Culturstufe, welche wir Steinzeit nennen, haben wir bereits gedacht.

Sehr reich gestaltet sich dieser Schmuck in den Fundstücken, welche uns aus der Bronzeperiode erhalten sind.

Zuerst sind hier die Halsringe von Erz zu nennen, welche so eng sind, daß sie nicht über den Kopf angelegt werden können; sie sind daher an einer Stelle offen und federn durch die Elasticität des Metalls entweder nach Innen, so daß sie sich zu verengen streben, oder sie streben nach Außen sich zu öffnen.

Die ersten stoßen mit perlschaftförmigen Enden fest aufeinander (Fig. 20), so daß sie manchmal noch eine kugelförmige Perle von Eisenstein oder Bernstein, zangenartig festhalten. Die anderen, welche sich zu öffnen streben, werden durch ihre hakenförmigen Enden geschlossen gehalten (Fig. 21).

Die Elasticität des Metalls scheint dadurch vermehrt zu sein, daß man den Stab, aus dem der Ring gebildet wurde, schraubenförmig gedreht hat. Meist hat derselbe einen quadratischen Querschnitt, und die Drehung findet abwechselnd nach links und nach rechts statt (Fig. 22). Am schärfsten ausgeprägt erscheint diese Form bei Ringen, deren Querschnitt nicht ein schlichtes Quadrat, sondern ein solches mit ausgetieften Seiten und vorgetriebenen Ranten darstellt (Fig. 23).

Diese gewundene Form ist die verbreitetste und muß auch schon zur Urzeit Italiens dort gebräuchlich gewesen sein, da von ihr die lateinische Benennung Torques (gewundene) herrührt.

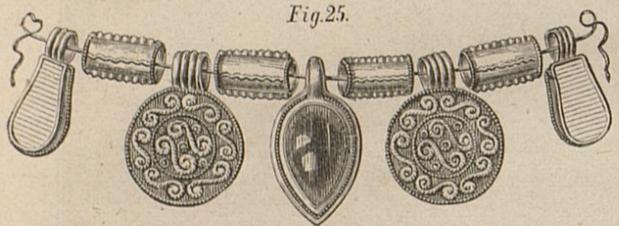
Andere Ringe tragen flache Scheiben, auf welchen eine bunte Füllmasse befestigt oder als Email aufgeschmolzen ist.

Kostbare, reich verzierte goldene Halsringe, von einer Weite, daß sie über den Kopf genommen werden konnten, wurden bei Mettlach an der Saar (Fig. 23-24) und bei Walbalgesheim an der Nahe gefunden. Stil und Ausführung lassen nicht im entferntesten an eine einheimische Fabrication denken, sondern weisen auf das kunst- und gewerbreiche Etrurien hin.

Jene gewundenen Ringe wurden auch von den Römern und zwar nicht nur als Halsringe, sondern, in der Mehrzahl hierfür zu eng, als Bieder auf der Brust getragen, indem sie eben so wie gewisse medaillonartige Zierscheiben und wie unsere Orden als Auszeichnung an Krieger verliehen wurden.

Die Frauen-Halsbänder, Perlschnüre und Ketten sind oft von einer Feinheit der Arbeit, die den unsrigen nichts nachgeben, sondern ihnen als Muster gelten können.

Eine Art Halsketten, deren Glieder aus kleinen Zierscheiben,



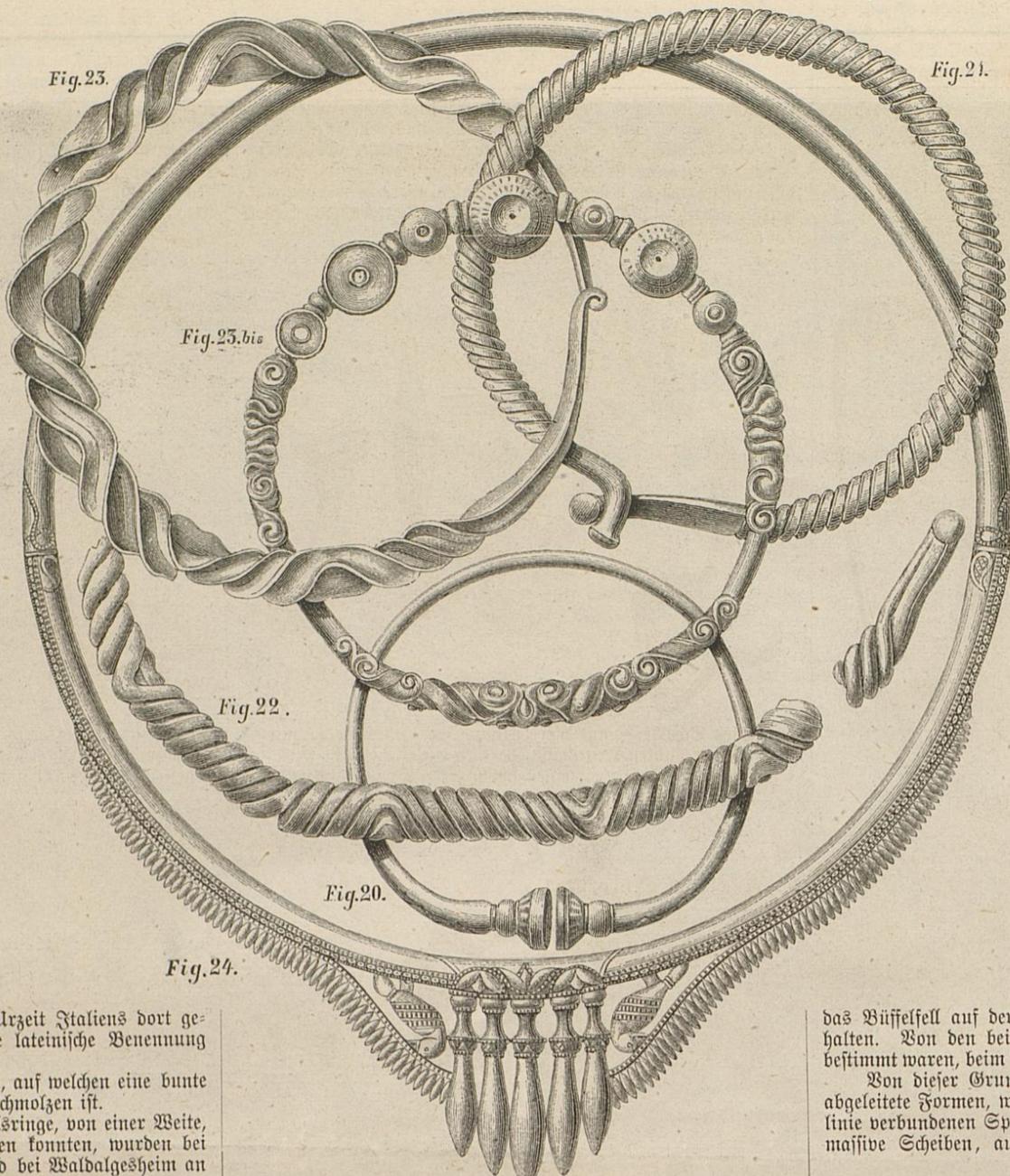
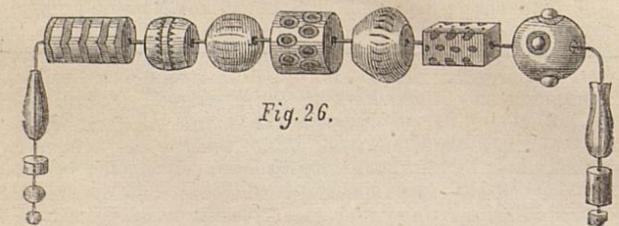
Medaillons und Münzen mit daran hängenden Zierathen, z. B. Halbmonden bestanden und catenae phaleratae hießen (Fig. 25), erinnern an morgenländische, noch auf unsern Messen erscheinende Arbeiten.

Die Kinder, namentlich die Knaben vornehmer Eltern trugen eine bulla aurea am Halse, eine goldene kugelförmige Kapfel, in welcher der Name, ein Amulet oder eine Gebetsformel eingeschlossen war; wie wir jetzt am Halse oder an der Uhr Medaillons mit einer Haarlocke oder mit Porträts tragen.

Als ein rheinisch-römisches Fabrikat sind die Achat-Perlschnüre, welche an der Nahe, woher sie stammen, häufig gefunden werden, anzusehen. An denselben ist namentlich auch die Technik der feinen und langen Bohrung zu bewundern. Die Römer verstanden sehr wohl den Achat, Calcedon und Carneol zu färben, namentlich zur Erzeugung von Duxen, und obschon Plinius sich ziemlich deutlich über das Verfahren ausgesprochen hat, so haben wir diese Kunst und zwar ganz nach jenen Angaben erst seit wenigen Jahren wieder aufgefunden.

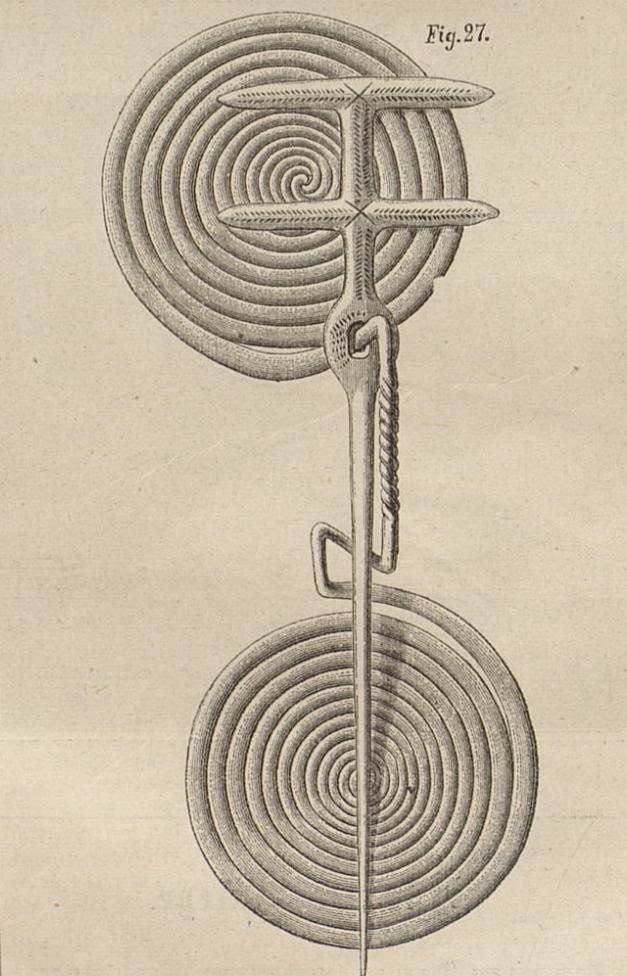
Auch in der auf die Römer folgenden fränkisch-alemannischen Zeit begegnen wir gut gearbeiteten theils hohlen, theils massiven mit Scheiben und Knöpfen verzierten Halsringen und anderen Schmuckringen, welche, zu weit für die Arme und zu eng für den Hals, nach Römer Art auf der Brust getragen wurden.

Vor allem aber finden wir sehr viele Perlschnüre.



Die Perlen sind von Glas oder von Fritte, oder von Thon, theils einfarbig, meist blau und grün, oder gelb, in Form kleiner Kugeln oder Gerstenkörner, theils sind es Millefioris der mannichfaltigsten Art und von großer Schönheit, welche uns eine sehr ausgebildete Technik und sichere Handelsverbindungen, vielleicht mit Ägypten, vor Augen führen. Dort finden sich solche Perlen bei Mumien der vierten Dynastie, aus dem dritten Jahrtausend vor Christus (Fig. 26).

Viele dieser Perlen scheinen jedoch auch einheimische Fabrication zu sein, da im dritten Jahrhundert die Glasfabrication am Rhein oder doch in dem benachbarten Gallien in sehr hoher Blüthe stand. Die Perlen bestehen in ihrer Masse aus verschiedenen farbigen



Stäbchen, gefüllten runden und vierkantigen Röhren und aus gewirrt über einander gewickelten Glasfäden, welche unmittelbar oder durch eine Füllmasse mit einander verschmolzen sind und welche an jeder Stelle des Schliffes oder Bruchs immer wieder dieselbe, nur mehr oder weniger verspätete, schobene Figur — ein Blümchen, ein Stern, einen Buchstaben zeigen, ähnlich den Bonbons, die wir Roquignol nennen.

Die daraus geformten Perlschnüre sind dann rund, vier- oder achteckig und haben eine kugelförmige oder stabförmige Gestalt; manche sind conisch oder sonst facettirt.

Häufig findet man auch Thonperlen, welche das Ansehen der Millefioris in gemeinem Material nachzuahmen suchen, indem sie z. B. gelbe Fäden in eine rothe Thonmasse einlegen oder rothe Striche auf eine schwarze Thonperle aufmalen.

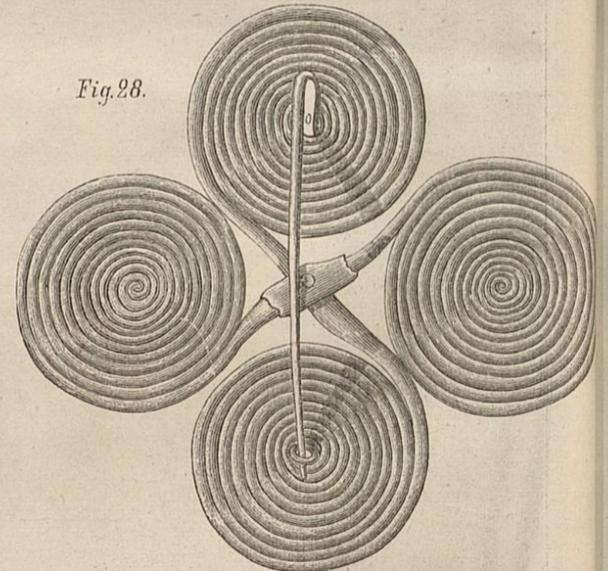
Interessant ist unter ihnen das ziemlich häufige Vorkommen des Bernsteins, als Perle oder als formloses, nur durchbohrtes Stückchen. Auch perlenschnurartige verfeinerte Schalthiere finden sich unter ihnen.

Wir kommen jetzt zu einem Schmuckgegenstand, der sowohl den Männern als den Frauen angehörend, in zahlreichen Fundstücken an allen Zeiten erhalten, Stil und Technik am besten studiren läßt, die Gewandnadeln, fibulae, jetzt meist als Broschen bezeichnet.

Wir können zugleich mit einer Giganten seiner Gattung beginnen (Fig. 27).

Diese Fibula besteht aus zwei mit einem Bügel verbundenen Brustschildern von spiralförmig aufgewickelten Erzstreifen und einer doppelartigen Nadel und ist nicht weniger als dreizehn Zoll groß, so daß sie die ganze Brust deckt und im Stande war,

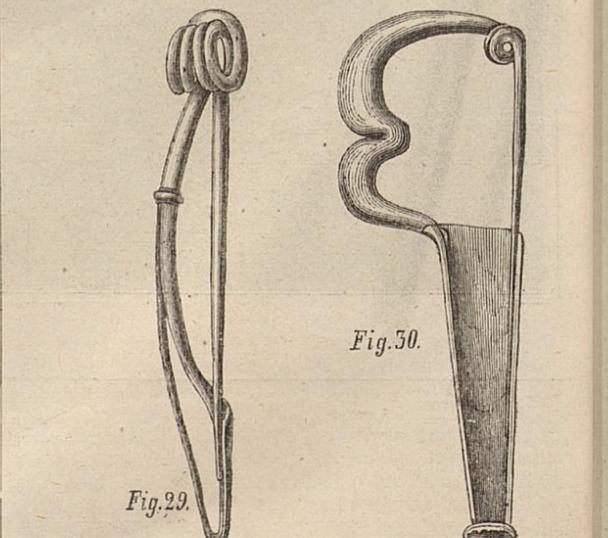
das Büffelfell auf der Schulter des Wilden, der sie trug, festzuhalten. Von den beiden Spiralen möchte man meinen, daß sie bestimmt waren, beim Athmen der Bewegung der Brust zu folgen. Von dieser Grundform finden sich zahlreiche kleinere und abgeleitete Formen, welche aus zwei oder vier, durch Schlangenlinie verbundenen Spiralen bestehen (Fig. 28), oder diese durch massive Scheiben, auf welche Spirallinien, gerade und run-



Parallelen eingravirt sind, ersetzt haben. Bei allen diesen ist die Nadel weder durch ein Scharnier, noch durch eine Feder mit dem Hauptkörper verbunden, sondern spielt an einem Ring und kann nach allen Seiten gerichtet werden.

Diese Fibeln wurden augenscheinlich wagerecht auf der Brust getragen und sind zum Theil kräftig genug, ein Fell zusammen zu halten, zum Theil jedoch nur für einen gewebten Mantel ausreichend stark.

Eine zweite derselben oder nur wenig spätere Zeit an



bürgige Form, welche wie es scheint senkrecht getragen wurde, be-
steht nur aus einem dicken Draht, welcher einerseits angespitzt die
Nadel bildet, sich dann zu einem Bügel, in welchem die Gewand-
einsteck-Platz findet, in welchen die Nadel einsetzt (Fig. 29). Verschiedenartige
Kürmungen dienen theils zur Biege, theils zur Vermehrung
der federnden Eigenschaft des Metalls und erzeugen dadurch das
später eingeführte Scharnier.

Die Fibula erhält dadurch eine weitere Ausbildung, daß das
Metall bald hier bald da verdickt, bald breit ausgeschlagen oder
gehohlet eine kapselartige Gestalt annimmt, welche ihrerseits
dann wieder durch Parallellinien, Dreiecke, Schraffirungen ver-
ziert ist (Fig. 30. 31. 32).

Wenn wir bisher nur Bronze zu betrachten hatten, so be-
ginnt jetzt, immer noch hundert Jahre vor dem Auftreten der
Römer am Rhein, der Tauschhandel neben dem Bronzeschmuck
und neben den Bronzewaffen auch Gold-, Silber- und Eisengegen-
stände zum Vorschein zu bringen und zwar alles dies in sehr
künstlicher und sicherer Verarbeitung. Es sind Fibeln von Gold,
Silber, Bronze und Eisen von eigenen, schwer herzukleitenden,
schlichten Formen, in energischer sicherer Durchführung. Der Haupt-
körper geht einestheils mittels einer Spiralfeder in die Nadel,
andernteils in einen aufgerichteten Haken über, in welchen eine
Verloke gehangen werden kann, und welcher in ein Knöpfchen oder
eine Scheibe endet (Fig. 33).

mit menschlichen oder Thierköpfen, deren Augen, Schnabel oder
ähnliche Theile dann gleichfalls mit einer Emailmasse erfüllt oder
überzogen sind (Fig. 34).

Mit dem Auftreten der Römer am Rhein verschwinden diese
Schmuckgegenstände, der bis dahin bestandene friedliche Verkehr
mit dem Süden ist gewaltsam zerstört.

Die Römer bringen namentlich zwei Formen von Gewand-
nadeln mit, gleichfalls von guter, fein durchgeführter Arbeit. Die
einen sind architektonisch gegliederte consolatige Formen, in deren
Ausbauchung Raum für eine feine Gewandfalte ist; sie sind von
Bronze, Weißmetall, Silber oder Gold (Fig. 35).

Eine zweite Form der Fibeln ist flach, scheibenförmig, in

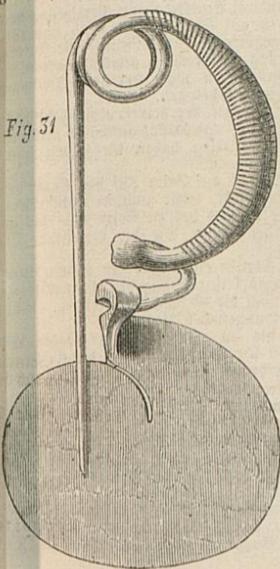


Fig. 32.

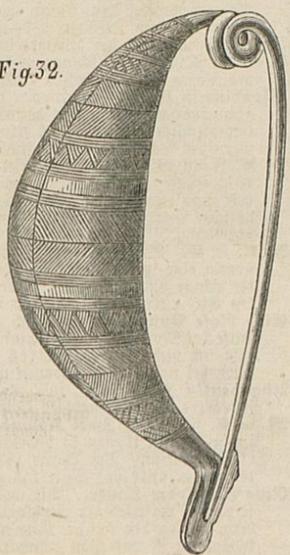


Fig. 33.



Fig. 34a. Fig. 34b.



Fig. 35.



Diese Scheibe — und hier beginnt eine ganz neue Technik —
ist mit einer bunten Frittmasse oder mit Email bedeckt.
Andere Fibeln haben einen fleischigeren Körper und endigen

Fig. 36.

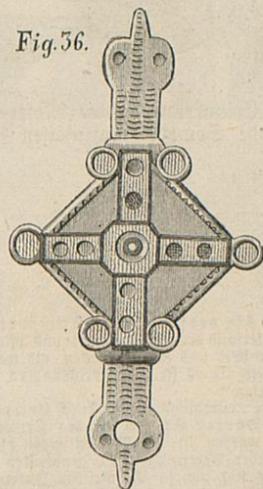
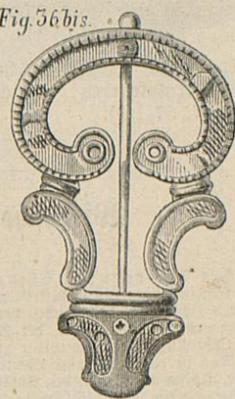


Fig. 36bis.



geometrische Kreis- und Vierecksfiguren gezeichnet, deren Unter-
abtheilungen flache Zellen bilden, welche mit Email von verschie-
denen Farben gefüllt sind. Daran setzen sich Vorsprünge, welche

Rococo.

Kleines Stimmungsbild für Klavier.

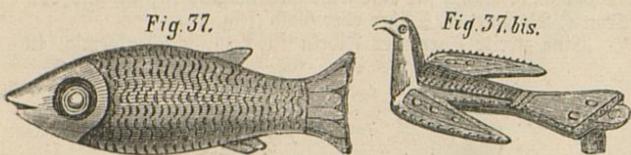
Zart und zierlich, in gemessener Bewegung.

L. Schollmann.

Musical score for piano, consisting of multiple staves with notes, rests, and dynamic markings such as 'Ped.', 'poco rit.', 'cresc.', 'pp', 'p', 'sf', and 'p'. The score is arranged in a traditional format with treble and bass clefs.

die Gestalt eines Thierkopfes, eines Halbmondes oder anderer Motive annehmen. Alle haben Nadeln, die sich in Scharnieren bewegen, und geben in ihrer mäßigen Größe und ihrer sorgfältigen Ausführung Zeugniß von dem guten Geschmack wie von dem feinen Gewebe, das sie zusammenzuhalten bestimmt waren (Fig. 36, 36 bis).

Später mit der Einführung des Christenthums mischen sich mit diesen Formen in den römischen Niederlassungen kleine Bronze-Figuren in Thiergehalten, sitzende und fliegende Tauben, Pfauen,



Adler, Fische, Hirche, welche, in Erinnerung an die Malereien in den Katakomben, als christliche Symbole aufzufassen sind (Fig. 37, 37 bis).

(Schluß folgt.)

Wirthschaftsplaudereien.

Der Theegenuss in China und die verschiedenen Theesorten. Wir kennen China als unbefruchtetes Vaterland des Thees und pflegen deshalb die Kinder des Reiches der Mitte stets so vorzustellen, als wären sie die größten Theertrinker der Welt und als ob sie uns Abendländern nur den Ueberfluß ihrer Theecultur zuwenden.

Das ist eine vorgefaßte Meinung, die neuerdings wieder durch Europäer, welche China bereiseten, den Engländer Porter Smith und den Deutschen Freiherrn von Nitzthofen berichtigt worden ist; die Mittheilungen dieser Forscher über den Theegenuss in China, über Bereitung und Eigenschaften der verschiedenen Arten des chinesischen Thees sind von so allgemeinem Interesse, daß wir uns nicht versagen können, dieselben hier auszüglich wiederzugeben. Obgleich der Thee in China etwa seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in allgemeinen Gebrauch gekommen, erlauben sich doch selbst heute noch in China nur die reicheren Klassen den Luxus wirklichen Thee zu trinken. Die Leute der niedrigen Stände, namentlich der nördlichen Provinzen, schlürfen heißes Wasser mit demselben Behagen, wie die Wohlhabenden ihren Aufguß von grünem Thee, und begnügen sich, ihm den Namen „Thee“ zu geben. Die mittleren Stände gebrauchen einen Aufguß von getrockneten Blättern einheimischer Pflanzen, z. B. der Cichorie, der Stiefmutter, einer Kreuzdornart (Sagerita theezans), des Weisb, sowie verschiedener Arten des Johannisbeerstrauchs. Bekanntlich gelten neben den Erdbeerblättern auch bei uns die Blätter des Johannisbeerstrauchs als Surrogate des chinesischen Thees. Freiherr von Nitzthofen glaubt, daß der Gebrauch des Thees in China aus der Aneignung der Chinesen gegen das Trinken von kaltem Wasser entsprungen ist, welche wieder ihre natürliche Ursache darin haben mag, daß dieselben in neun Fällen unter zehn kein anderes Wasser zum Trinken haben, als solches, das über Reisfelder gelassen und dabei durch die Aufnahme fauliger Substanzen ungesund geworden ist. Diefelbe Ansicht äußert P. Smith. Jedemfalls thun die Chinesen, durch die Erfahrung belehrt, sehr vernünftig daran, vernünftiger, als Tausende von Leuten, welche sich bei uns in gleicher Lage befinden und welche augenscheinlich durch Erfahrung nicht klüger werden wollen. Seiten würden bei uns — namentlich in den großen Städten — Epidemien so großen Boden gewinnen, wollte man sich durchgehend daran gewöhnen, das Trinkwasser — wenn auch nur durch Abkochung — desinficirt zu genießen. Möglich übrigens, daß die alljährlich im Steigen begriffene Einfuhr von Thee in Deutschland im Zusammenhang steht mit der thatsächlich im Zunehmen befindlichen Verschlechterung unserer Trinkwasser und der fortschreitenden Erkenntniß dieses Uebels. Im Falle diese Annahme richtig ist, kann man nur wünschen, daß den Unheimlichkeiten bei uns die Gewohnheit des Theertrinkens durch Aufzucht und Verbreitung geeigneter wohlfeiler Surrogate — deren der Kaffee ja eine ganze Reihe zählt — erleichtert werde.

Um nochmals auf den Genuss des wirklichen Thees in China zu kommen, so ist das Trinken von Thee selbst in den theebauenden Provinzen nicht allgemein, da der Theestrauch nur auf Hügel, oft nicht weniger als eintaufend Fuß über den nächsten Häusern wächst, die Bewohner der letzteren daher den Thee erst von den Pflanzern kaufen müssen.

Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts ist der Anbau des Theestrauchs in China so ausgebreitet, daß der damalige Kaiser des Reiches der Mitte eine Steuer darauf legte. Es fällt diese ausgebreitete Cultur mit der Zeit zusammen, in welcher der Thee in die Reihe der internationalen Genussmittel trat. In England wurde der Thee erst um das Jahr 1650 bekannt und war in den ersten Jahren so selten, daß die ostindische Compagnie 1664 zwei Pfund Thee einkaufen lassen mußte, um ihn dem Könige von England zum Geschenk zu machen. Im Jahre 1660 schenkte man bereits in Londoner Wirthshäusern Thee, heute beträgt der Theeverbrauch in England jährlich pro Kopf über drei Pfund (in Deutschland dagegen heute noch kaum den dreihundertsten Theil davon). Im Jahre 1635 soll der Thee zum ersten Male nach Paris gekommen sein, drei Jahre später erhielt ihn Rußland auf dem Landwege, indem russische Gesandte Thee, den man ihnen für ihre Geschenke an Kobel-fellen wider ihren Willen aufgedrungen hatte, als Geschenk an den Czar mitbrachten. Holland hat vielleicht zuerst (1610) den Thee nach Europa gebracht, trotzdem war das Theertrinken daselbst vor 1715 noch nicht allgemein eingeführt.

In Deutschland ist, trotz aller Theezettel, mit ihren Unterabtheilungen, dem Vele, Sing- und ästhetischen Thee wie dem Thé d'ansant der Thee kein Nationalgetränk geworden.

Der unaufhörlich wachsende Begehr nach Thee hat dazu geführt, daß einerseits die Verfälschungen des Thees ganz enorm an Ausdehnung gewonnen haben, und daß man andererseits in China die Theesträucher bis aufs äußerste auszunutzen suchte. Was letzteres anbetrifft, so errieth man früher alle fünf Jahre die Sträucher durch junge, aus Samen gezogene Pflänzchen, jetzt muß der Theestrauch die doppelte Reihe von Jahren sein Blattgewand hergeben, wodurch der zuletzt gewonnene Thee natürlich sehr an Güte verliert.

Die verschiedenen Theesorten, nämlich grüner, schwarzer, rother und Ziegelthee stammen sämmtlich von einem und demselben Strauche, welcher in mancher Hinsicht, z. B. in der Länge der Blätter einige Neigung zur Bildung von Abarthen zeigt. Die Blätter werden in drei oder vier Perioden von Ende April an gesammelt. Die Sträucher werden schließlich beschitten, um den Ziegelthee zu gewinnen und um das Wachstum der jungen Triebe im kommenden Frühjahr zu fördern. Man trocknet die Blätter an der Sonne, indem man sie auf Matten ausbreitet, und das eingeschumpfte Product wird von Männern, welche in Kübeln stehen, mit nackten Füßen in eine Angel geknetet. Dadurch werden die Blätter miteinander vereinigt und der überflüssige wässrige Saft entfernt.

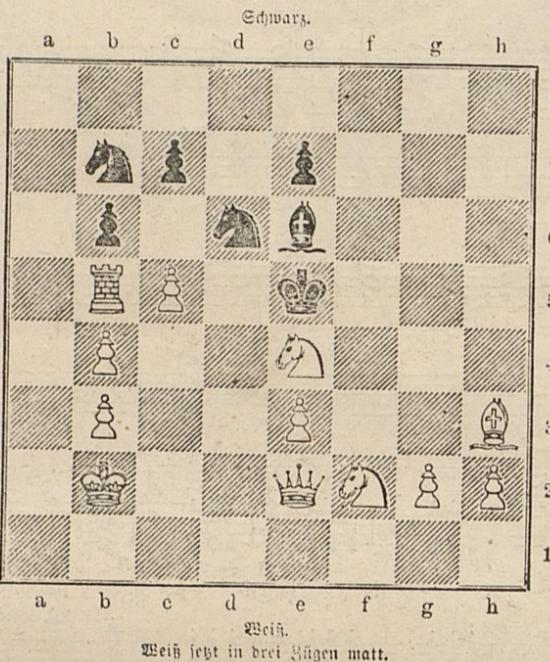
Nur bei feuchter Witterung, wo ein Verderben befürchtet werden könnte, wird der Thee am Feuer getrocknet. Er wird dann in ziemlich lange Beutel gebracht und nun „gefeuert“, indem man ihn in dünnen Lagen auf geflochtene Horden gibt und letztere über ein Kohlenfeuer bringt. Dieser Hitze, welche 100° nicht übersteigt und durch eine dicke Lage Holz-Asche über dem Feuer gemildert wird, sieht man den Thee unter Umhüllen des selben zwei Stunden lang aus. Dann folgt Sieben, Sichten, Mischen und Anlesen und ein letztes „Feuern“ (um die während der Prozeduren angenommene Feuchtigkeit zu entfernen) macht die Waare zur Verpackung

in Kisten fertig. Die Stiele werden meist ausgelesen, da fremde Käufer sie nicht lieben. Sie besitzen alle Eigenschaften der Blätter und werden von den Chinesen in großen Massen consumirt. In den Kisten darf sich der Thee nicht weiter verändern, weshalb man dieselben fest verpackt. Zur Parfümierung des Thees mischt man in China die Blüthen verschiedener Pflanzen (Aglaja odorata, Jasminum Sambae etc.) unter denselben. Verfälschungen des Thees mit den Blättern anderer Pflanzen (z. B. mit Weidenblättern) geschehen im Innern des Landes nach P. Smith äußerst selten, dafür in den Häfen in um so ausgebreiteterem Maße. (Beispielsweise wurden, wie wir früher schon einmal erwähnten, im Laufe des Jahres 1870 allein in London gegen 7 Millionen Pfund verfälschten Thees eingeführt.) Beiläufig gesagt, müssen die Verfälschungen des Thees seiner Einführung in Europa bald gefolgt sein, denn der Meminger Arzt Erhart sagt 1737: „Der Mißbrauch oder, deutlicher zu sagen, der allzugroße Gebrauch (des Thees) hat gemacht, daß die Sineser nicht genug guten Thee vor die darnach unaussprechlich dürstenden Europäer haben aufreiben können; daher sie allen Mißmachal zusammengekauften und zuletzt die allerhüchteste Waare, die sie selbst nicht in Wagen nehmen mochten, hergegeben.“

Die Hauptmasse der chinesischen Theeproduction bildet der schwarze Thee, er wird von den Chinesen den andern Sorten als Getränk vorgezogen. Der rothe Thee (Hung-Ch'e) stammt von demselben Strauche, er hat eine dunkelbraune Farbe, der Aufguß dagegen ist tiefroth. Grüner Thee wird nach Smith in Hupeh ziemlich viel in der Weise gewonnen, daß man im Anfange der Saison die feinen haarigen Knuppen der jüngsten Zweige der Sträucher trocknet. Ziegelthee wird, wie oben bemerkt, aus dem beim Scheren der Bäume gewonnenen Fragmenten, dem Staube des schwarzen Thees und anderer Abfälle gemacht. Die alten Erzählungen von Mischen von Blut u. s. w. mit Theeblättern oder Theestaub beruhen auf Irrthum. Es gibt „große grüne Thee“ von der schlechten Sorte und „kleine schwarze Ziegel“ von gutem Theestaub gemacht.

Der Geschmack der frischen Theeblätter ist wesentlich verschieden von dem der präparirten. Frische Theeblätter schmecken krautartig, schwach bitter, aber nicht zusammenziehend (adstringirend) wie die präparirten Theeblätter, die zu uns kommen. Der chinesische Thee, der im Lande selbst verbraucht wird, und den man mittelst einmaliger Feuerung nach dem Trocknen an der Sonne bereitet, ist aber auch ein ganz anderes Ding, als der Congo-Thee für den englischen Markt. Russischer Thee, welcher für die kurze Ueberlandreise keine besondere Präparation erheischt, ist dem in China benutzten Thee an Aroma sehr nahegehend. Auch frischer fremder Thee, d. h. für die Ausfuhr bereiteter und noch in China befindlicher Thee ist dem Thee, welcher in unsere Theehäpse gelangt, nicht gleich, nachdem er durch die tropischen Meere eine Secesse gemacht hat. Den Chinesen gilt der Thee kühlend, verdauungsbeördernd, erpeitend, man benützt ihn auch als Waßchung für kranke Augen, Geschwüre und Wunden aller Art; sein übermäßiger Gebrauch ruft nach chinesischen Ärzten Blutleere und Schwachheit hervor. Früher Thee äußert in China auf Ausländer ganz andere Wirkungen, als Thee, der die Reize nach Europa gemacht hat; er wirkt im ersten Falle purgirend, eine Eigenschaft, die durch den Transport völlig schwindet. Was schließlich die Ausbeute anbetrifft, so liefern 30 Pfund grüne Blätter 9—10 Pfund der an der Sonne getrockneten; 100 Pfund der letzteren verlieren bei der „Feuerung“ 8 Pfund an Gewicht und geben 10 Pfund Stiele, 15 Pfund Staub und 67 Pfund guten Congothee.

Schach-Aufgabe. Nr. II.



Weiß setzt in drei Zügen matt.

Auflösung des Räthfels Seite 50.

„Organ — Organ“.

Zogogryph.

Dort wo von Blüth' und Blumendüften
Gewürzt die Luft, beweg' ich mich,
In Gärten, Wäldern, Arn' und Triften
Da lebe, schwebe, sterbe ich.
Nimm mir den Kopf, und ich bin Allen
Mehr oder weniger verhaßt.
Und doch läßt Jeder sich gefallen
Und wünscht sich Jeder diese Last.

W. K.

Rebus.



*) Der Name Thee ist nur der durch Europäer aus dem Volksdialekt der Provinz Fo Kien angenommene, wofolcher „Tia“ genannt wird; in Kanton nennt man ihn Tpha oder Tpai, in der Schriftsprache heißt er Tpha oder Tphia.

Correspondenz.

- L. D. in W.** Ihrem Wunsch entsprechend theilen wir Ihnen den Inhalt des „Bazar-Almanach“ mit: Einleitung. — Die zwölf Monate halten: Hauswirthschaftliche Rathschläge. — Lili. Eine Erzählung. — Max Ring. — Aus der Kinderwelt. — Die Friedenweberin. — Im Mai. — Für den Blumentisch. — Das Erziehungsstagebuch der Mutter. — Zwei Ringelspiele. — Muster-Album für Geschenke von Kindern an Erwachsene. — Die Toilette der Frau im Spiegel der Schönheit. — Zum Schönen. — Vorbilder für die weibliche Handarbeit. — Drei Fragen einer Einsam vom Lande. — Sonnenanfang. Dramatische Natur-Skizze. — Ich hab' dich geliebt, du ahntest es nicht. Lied von D. Müller. — Volta-Mazurka von F. Hertel. — Rebus, Schachaufgaben, Räthsel. — Inzerate. — Mit 110 Illustrationen. Sie können dieselben durch jede Buchhandlung für 15 Sgr. erhalten.
- G. v. B. — La. Polen.** Dessins für Stickerie-Bordüren zur Verzierung Möbeln brachte der Bazar von 1872 auf Seite 42, 103, 155 und sowie auf dem zu Seite 233—240 gehörigen Supplement. Die Frauen müssen natürlich der Zimmereinrichtung entsprechend gewählt werden.
- L. D. in N. — g.** Verlangene Namenslisten wird der neue Jahrgang des Bazar in der nächsten Arbeitsnummer bringen.
- Blondine in G. K.** Sie können das Haar zu der betreffenden Färbung grau pudern, doch muß es dann aus Stroh und Nadeln aufwärts gehalten und ziemlich hoch arrangirt sein. Walltoiletten haben die letzten Nummern des Bazar in reicher Auswahl gebracht.
- D. K. J. in G.** Das mit Abbildung Nr. 43 auf Seite 350 des Bazar 1872 gegebene Fensterlambrquin kann sehr leicht auch in Tapissereibei und zwar in der Weise, wie die Dessins des zu Seite 233—240 gehörigen Supplements ausgeführt werden; lesen Sie die betreffende Beschreibung.
- N. II. in G.** Wir sind leider nicht im Stande einer oder der andern Nennin eine speciell für sie passende Haarfrisur anzugeben, da wir die Länge und Stärke des Haars, noch die Gesichtsförmigkeit kennen. Lesen Sie unter den betreffenden Abbildungen des Bazar.
- Eine Rose Anatolien's** kann sich alle die an uns gestellten Fragen Hilfe der Modenbilder des Bazar selbst beantworten. Ueber den Gesicht läßt sich nicht streiten. Alles kann hübsch sein, wenn es verständlich gemeindet und richtig getragen wird.
- Abonnettin seit 1863.** Zur Toilette einer Taufzeugin ist sowohl schwarzes, als ein farbiges Seidentleid geeignet.
- M. v. K. in K. und Zwei Kolobol am Michigan-See.** Turnanzüge junge Damen können in derselben Weise wie solche für Mädchen richtig werden. Der Bazar 1871 hat derartige Anzüge auf Seite 153 des Bazar 1872 auf Seite 153 gebracht.
- Eine Frau vom Lande.** Die wohlverfahrene Strickerin, Leitfaden zur fertigen verschiedener Strickarbeiten, von Nannette Höflich, Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung. Ein Buch mit feinstem Stoff ist uns nicht bekannt.
- Eine Abonnettin in H. bei G.** Leider sind wir nicht im Stande, die „richtig anzugeben“, was das Allermodernste ist, ob ein von glattem oder gemustertem Stoff, mit oder ohne Garnitur, ob Lederkleid oder Mantel, oder Dolman. Es sind eben alle diese Kleid gleich modern.
- G. v. N. auf Schloß N.** Schwarzen Tüll und Spitzen pflegt man einem Aufguß von „Alohamen“ zu waschen, worauf man sie, so sie noch feucht sind, zwischen feinen Leinentüchern plättet. Tüll und Schuppen werden besonders zu Gesellschafts- und Balltoiletten gebraucht.
- Eine zum ersten Mal Wittende in F.** Zur Toilette einer Brautjungfer ist sowohl ein Kleid von weißem Mull, als von farbigem Tüll oder Latan geeignet.
- B. B. in B.** Zum Aufzeichnen der Dessins für point-lace-Arbeiten ist sogenanntes Vanseinstand, welche Sie in jeder größeren Papierhandlung erhalten, ein vorzüglich geeigneter Stoff; man hat dieselbe nur ein auf das vorhandene Dessin zu legen und die Contouren mit Dinte nachzuzeichnen. Das Uebertragen des Dessins auf Wachsdruck ist ungleich leichter, da hierzu erst eine Schablone hergerichtet werden muß.
- Brauner Krausfuß mit grauen Augen.** Balltoiletten haben die letzten Nummern des Bazar in Menge gebracht. Wählen Sie den Masten Nr. 64 auf Seite 42 d. J.
- Ja in G.** Einen Trugmantel mit Pelserie hat der Bazar von 1870 auf Seite 125 gebracht. Sie können den gewünschten Schnitt gegen Einbringung von 68 Kr. Post. B. und Angabe Ihrer Adresse direct von uns Expedition beziehen.
- H. N. in N.** Wenden Sie sich an die Gold-Manufactur von Wegold & Co. in Berlin, Nickerwallstr. 17. Dessins für kirchliche Gegenstände im Bazar von 1872 auf Seite 141—144 erschienen. — neue können nicht sobald verprochen.
- Grosfmana in N.** Vielleicht wird sich der Dolman, ein Mittelstück zwischen Paletot und Pelserie, am meisten in Gunst erhalten.
- Angebende alte Dame in D.** Abbildung Nr. 36 und 37 auf Seite 233 des Bazar d. J. Garnitur läßt sich leicht vereinfachen.
- Praktische Hausfrau und langjährige Abonnettin.** Auf Ihre Frage: „Ja!“ Das Kleid möglichst einfach, Rod mit kurzer Schürze und Schoßtaffe.
- G. K. in W.** Sie werden die Möbel von den Fliegenstücken durch Waschen mit einem lauwarmen Abud von Seifenwurzeln oder Quillwurzeln befreien können, ohne ihren Glanz zu beeinträchtigen. — Die hinteren Bahnen eines Gesellschaftskleides dürfen, in ganzer Länge gemessen etwa 20 Centimeter lang sein.
- P. N. in Z.** Die betreffenden Kinderkleider finden Sie in dem Magazin von M. Müller, Berlin, Leipzigerstr. 38, vorrätig.
- M. W. in L.** Die gewünschten Vorlagen erhalten Sie in Heyl's Kindermagazin, Berlin, Leipzigerstraße.
- Junge Wittende.** Lesen Sie Prof. Vogel's Broschüre: Corpulenz, Ursache, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. (Leipzig, L. Denike's Verlag.) Das kostbarste Lebensorgan, das Auge, verliert man nicht leichtsinnig irgend einem öfentlich angepriesenen Mittel, auch wenn die Aetiole noch so schön lauten. Die Ursache der Augenschwäche muß vor allem zuerst durch die Untersuchung eines Arztes festgestellt werden.
- B. K. in München.** Grover-Wafer's Familien-Nägmaldine, Berlin bei M. Manasse.
- L. W. in Wien.** Tägliches Bestreichen der erkrankten Hautstelle mit Auflösung von 1 Theil Jannin in 4 Theilen Glycerin.
- Berliner Abonnet.** Die Dielenrugen werden zugekittet, den Fußboden wäscht man mit Seifenwasser, dem einige Procente Benzol zugesetzt werden, die Decken werden mit Wasser, Soda und Benzinzusatz gleich gewaschen.
- Vom Buchtisch.** Meyer's Reisebücher sind durch einen köstlichen Band vermehrt worden: „Unteritalien von Dr. Th. Geil-Fels, 6 Karten, 24 Plänen und Grundrissen, 11 Ansichten in Stahlstich und 60 Holzschnitt. Hildburghausen 1873. Bibliographisches Institut“ (geb. 2/3). Vor Allem ist den Lesern des großen und wichtigen Unternehmens Lob und Glückwunsch darzubringen, daß sie für jedes einzelne Gebiet immer die Kraft zu finden und zu gewinnen wissen. Als solche hatte sich Herr Geil-Fels sofort mit seinem ersten Werk über Oberitalien bewährt, und zweite ist ein neuer Triumph. Die gewichtigsten Stimmen haben alle die Vorzüge und Verdienste, die volle Beherrschung des ungeheuren Materials die Uebersichtlichkeit, Nützlichkeit, kurz seinen allseitigen Werth bereits nachdrücklich gerühmt. Aber das wahrhaft Gute zu loben freut sich und so sagen denn auch noch, daß das Buch Reisehandbuch wie als merkwürdige ebensowohl Gelehrten und Künstler jeden Gebildeten beizubehalten und berechtigt wird. — Ueber mehrere neue Gaben des hermannes berichten wir in der nächsten Nummer, auf welche letztere schon heute aufmerksamer sein. Diefelbe wird nämlich zwei besonders anzusehenswerthe Illustrationen: „Die schönste Theater-Deutschlands“ und „Charaktertypen dem Wiener Theaterpublicum“ enthalten, ferner eine Novelle Turgeniew, sowie novellistische Skizze „Amin“, von R. v. W. Debit einer jungen Dichterin, der wir nach dem Anfang eine ebenbürtige Zukunft als Schriftstellerin prophezeien möchten.